

DUMONT REISEABENTEUER LESEPROBEN 2015



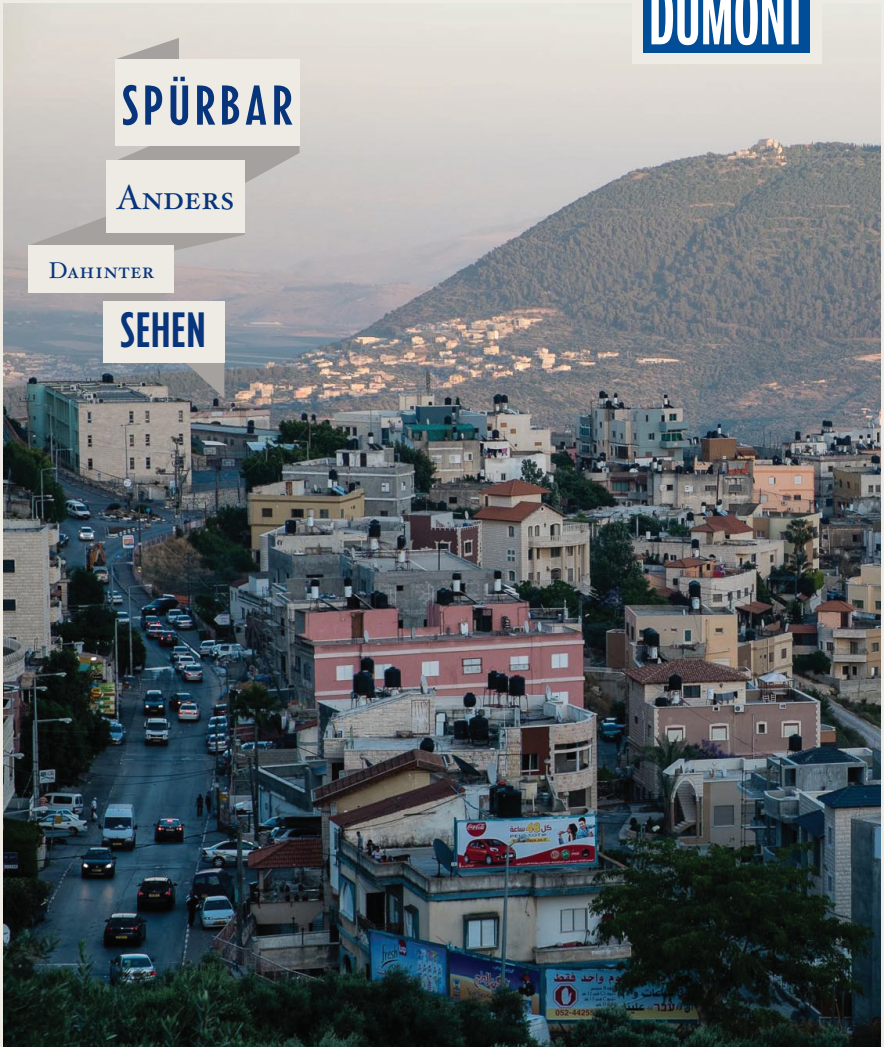
DUMONT

SPÜRBAR

ANDERS

DAHINTER

SEHEN



»Mit den neuen DuMont Reiseabenteuern, mit diesen frisch erzählten Reiseimpressionen und Reportagen, erlese, erfühle und verstehe ich die Welt neu, in ihrer ganzen Vielfalt und ihrer ganzen Faszination. Sofort selbst losfahren oder einfach weiterlesen – das sind die einzigen Alternativen.«

Maria Anna Hälker, Chefredakteurin DuMont Reiseverlag

© 2015 DuMont Reiseverlag, Ostfildern

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

www.dumontreise.de

DUMONT

REISEABENTEUER 2015



DUMONT

INHALT

Daniel Metcalfe	6
Blaue Dahlie, Schwarzes Gold	
<i>Luanda: Von Seekühen und großen Banken</i>	
Stefan Tomik	40
Unter Engeln und Wasserdieben	
<i>Wasser in die Wüste</i>	
Christoph Wöhrle	52
Stadt im Rausch	
<i>Mein Kater im Himmel</i>	

Zwischen postkolonialem Blues und Ölboom

In London lernt Daniel Metcalfe den angolanischen Dichter Rui kennen, aus dem bizarre Geschichten über seine Heimat nur so heraussprudeln. Er karikiert die neue, märchenhaft reiche Elite, die Starlets und Präsidenten-Mätressen, Geschäftemacher und Ölmagnaten, die den Reichtum des Landes auf ihre Bankkonten lenken und die Skulpturen in ihren Villen Champagner pinkeln lassen. Die blumigen Namen der Bohrplattformen, von Orchidee bis Dahlie, können nicht verbergen: Das sprudelnde Öl nährt eine Welt anmaßender Exzesse. Neugierig geworden und trotz der Warnungen eines Reiseführers beschließt Metcalfe, als Rucksacktourist loszuziehen und jenseits der Baukräne von Luanda die alte Seele des Landes zu suchen: das Angola der gütigen Großväter, der guten Feste, des Kizomba-Tanzes und der kunstvollen Geistermasken. In Bussen und klapprigen Jeeps ist er unterwegs, er spricht mit Stammesältesten und Minenräubern, Straßenkindern und Ölarbeitern und erfährt eine Lebenswirklichkeit voller Extreme. Er findet die Narben der portugiesischen Kolonialgeschichte, des Sklavenhandels und des fast drei Jahrzehnte dauernden angolanischen Bürgerkriegs. Seine Reise führt ihn direkt in einen explosiven Cocktail aus Korruption und Vetternwirtschaft, sprudelndem Ölgeld und schnellem Aufstieg der Neureichen, Elend und postkolonialem Blues.



Daniel Metcalfe, 1979 in London geboren, studierte in Oxford Altphilologie. Anschließend reiste er über ein Jahr lang durch den Iran und Zentralasien. Sein erstes Buch, »Out of Steppe«, wurde 2009 für den Banff Mountain Book Award und 2010 für den Dolman Travel Award nominiert. Es folgten Reisen durch Afrika. Der vorliegende Band mit dem Originaltitel »Blue Dablia, Black Gold: A Journey into Angola«

basiert auf einem mehrmonatigen Aufenthalt in Angola. Daniel Metcalfe schreibt u. a. für »Economist«, »Guardian«, »Financial Times«, »Condé Nast Traveller« und »Literary Review«.

DANIEL METCALFE
**BLAUE DAHLIE,
 SCHWARZES GOLD**

Eine Reise durch Angola



DUMONT



DUMONT

BLAUE DAHLIE, SCHWARZES GOLD
 VON DANIEL METCALFE

ÜBERSETZT VON WERNER LÖCHER-LAWRENCE
 PAPERBACK, CA. 400 SEITEN

ISBN 978-3-7701-8274-9

PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90

ERSCHEINT MAI 2015

Kapitel

3

*Luanda:
Von Seekühen und großen Banken*

*Der Löwe ist tot, der Weg ist frei!
Lasst mich mit meinen Freunden trinken!*
Mário António, angolischer Dichter, geb. 1934

Ich ging an Bord des TAAG-Fluges nach Luanda, Angolas Hauptstadt, und war voller Bedenken. Zum einen war der Ruf der Fluglinie so schlecht, dass die meisten Ausländer vertraglich verpflichtet wurden, sie nicht zu benutzen. Ich tat es nur, weil sie etwas billiger als ihre Konkurrenten war. Dumm, wie ich war, aß ich das Sandwich mit Schinken und Käse, das mir während des Fluges gereicht wurde und das ich Stunden später unter Krämpfen wieder ausspucken sollte. Mein einziger schwacher Trost war, dass ich am Flughafen von dem englischen Mitarbeiter eines Reisebüros abgeholt werden würde, der für eine halsabschneiderische Gebühr zugesagt hatte, mir ein Visum zu verschaffen, mich abzuholen und mir ein Hotel für die erste Nacht zu besorgen. Mehr nicht. Von da an war ich auf mich allein gestellt.

Ich fand meinen Platz und ließ mich auf dem zerschlissenen

orangefarbenen Polster der staatlichen Fluglinie nieder, umgeben von Männern in Nadelstreifenanzügen, mit Lederslippers und teuren Uhren sowie ebenso gut ausgestatteten Frauen. Niemand schien Bedenken zu haben, mit TAAG zu fliegen. Wir stiegen in südöstlicher Richtung über das Stück Atlantik zwischen São Tomé und Angola auf und schwebten bald schon über der Skyline Luandas, einem in bedrückenden graubraunen Staub gehüllten Meer aus Wolkenkratzern, Kränen und Baustellen.

Der Flughafen selbst war ein Überschwang an Marmor und blitzendem Glas. Ich fühlte mich verletztlich, ungeschützt und schlecht gerüstet, fragte nach meinem Gepäck, erwartete das Schlimmste und wurde durch ein schimmerndes Atrium zu einer wackligen Stellwand in einer Ecke geführt. Mit einem Grunzen zog der Flughafenangestellte die Stellwand zur Seite und deutete auf einen pyramidenförmigen, dem Einsturz nahen Haufen, ein wildes Wirrwarr von verlorenem Gepäck. »Suchen Sie's sich raus«, sagte der Mann und schlurfte davon. Angolas Fünf-Sterne-Fassade löste sich in nichts auf.

Ich suchte herum, wenig überzeugt, bis ich es schließlich entdeckte: das unverwechselbare blaue Plastik, das meinen grünen Rucksack umhüllte, dazu das herausstechende Gelb meines aufblasbaren Bettes. Niemand sonst hatte hier ein gelbes, aufblasbares Bett, ganz sicher nicht. Ich grub mich weiter vor, vorsichtig, um nicht von der einstürzenden Pyramide erschlagen zu werden, sich auftuende Lücken mit stützenden Koffern und Taschen füllend. Endlich erreichte ich meinen Rucksack, meinen längst verloren geglaubten Begleiter, der eine Reise durch den Großteil der portugiesischsprachigen Welt hinter sich hatte und seltsam unschuldig und unbehelligt vor mir lag.

Triumphierend trug ich ihn Richtung Ausgang, die automatischen Türen öffneten sich mit einem Quietschen, und mir schlug ein schwerer, heißer Schwaden ins Gesicht, die feuchte Luft Luandas, dieser komplexe, vielschichtige Gestank, in dem sich

Gummi, Schimmel, Öl und Nachtschweiß identifizieren ließen. Um mich herum schoben Anzüge und Dauerwellen übervolle Gepäckwagen mit Louis-Vuitton-Taschen und -Koffern in Richtung eines Parkplatzes voller allradgetriebener Wagen.

Es ist schwer, den Schock zu beschreiben, den es bedeutet, aus der köstlichen Entspantheit São Tomés nach Angola zu kommen. Die beiden ehemaligen portugiesischen Kolonien gehören schlicht nicht derselben Liga an. Wenn São Tomé e Príncipe ein süßes, aber bedürftiges Kind ist, ist Angola sein verrohter älterer Bruder.

Die Geschichte war nicht gut zu diesem großen südwestafrikanischen Land. Von Sklavenhändlern entvölkert, wurde es im späten 20. Jahrhundert durch einen langen, schwierigen Krieg ausgelagt. Erst als es im Jahr 2002 endlich zu einem Frieden kam, begann sich das zerschlagene Land mit Hilfe von Auslandsdarlehen und Öleinnahmen neu zu ordnen. Aber das Ergebnis ist erschreckend rau und ganz und gar nicht das, was das angolansische Volk verdient hätte. Die ehemals marxistische Regierung hat sich derartig dem Kapitalismus verschrieben, dass Angola so gut wie nicht wiederzuerkennen ist. Der vom Öl befeuerte Boom ist so extrem – mit einem durchschnittlichen Wachstum von fünfzehn Prozent in den Jahren 2002 bis 2008 –, dass Luanda Jahr für Jahr zur teuersten Stadt der Welt erklärt wird, während sich der normale Angolaner mit ein paar Dollar pro Tag durchschlagen muss.

Nach den Zerrüttungen durch den Krieg ist Angola in eine gedankenlose, grausame Form der Überentwicklung getaumelt. Das Preisniveau ist obszön hoch und das Leben oft unerträglich für die, die nicht zu den ölgetränkten Reichen an der Spitze gehören. Slumbewohner werden an den Rand der Stadt verschoben, um Platz für neue Wolkenkratzer und Luxus-Wohnblöcke zu schaffen. Die Hotelpreise treiben einem das Wasser in die Augen, und wenig wird dafür geboten. Ein düsteres Gästehaus kostet leicht 250 Dollar, bevor man auch nur die Minibar angerührt hat.

Dennoch, abgesehen von ein paar neu geteerten Straßen und

einigen hastig hochgezogenen Projekten gibt es wenig wirkliche Entwicklung. In ihrem Bestreben, wie eine moderne, ölfördernde Nation auszusehen, haben die angolanischen Führer kaum einmal die Risse gefüllt. Es gibt so gut wie kein fließendes Wasser in der Hauptstadt, und ein Mineralwasser im Fünf-Sterne-Hotel Epic Sana kostet elf Dollar. Grundschulen, Kanalisation und Gesundheitswesen sind in einem fürchterlichen Zustand. Es ist eine Gesellschaft größter Gegensätze.

Was immer einem die Hochglanzbroschüren in der Botschaft erklären wollen – dass Angola voller Wildparks ist, herrliche Strände und wenigstens einen touristentauglichen Wasserfall hat –, es gibt keinen Tourismus. In Luanda gibt es nichts zu besichtigen, außer vielleicht ein oder zwei maroden Museen, die ständig geschlossen sind. Durch die Straßen zu wandern ist nicht zu empfehlen, wegen der Überfälle, des Drecks und des Gestanks. Taxis gibt es nicht, bis auf die Afri-Taxis und die Macon-Taxis, die kaum jemand benutzt, und so lautet denn der Rat, eine Limousine mit Fahrer zu mieten. Ausflüge aufs Land sind allgemein ein Unding. Die wenigen exzentrischen Führer, die mögliche Interessenten in die leeren Nationalparks bringen, erklären einem dort, dass der Großteil des Wildes erlegt und gegessen wurde und sich die Bestände noch nicht wieder erholt haben. Auf eigene Faust durch den Busch zu wandern ist definitiv keine Option, wegen der zahllosen Landminen und nicht explodierten Sprengkörper, die größtenteils nicht kartographiert sind. Hinzu kommen die Krankheiten, und zwar nicht zu knapp: Gelbfieber, Denguefieber, die Schlafkrankheit, Tollwut und die Malaria tropica, die schlimmste Form der Malaria. Nicht zu vergessen eine der Ebola verwandte Infektion, die regelmäßig im Norden ausbricht.

Kurz gesagt ist Angola ein antitouristisches Reiseziel und ganz sicher kein Land für Rucksackreisende. Die einzig vernünftige Art eines Besuchs ist kurz und geschäftlich: Man wird abgeholt, beherbergt, bekommt die lächerlich hohen Ausgaben ersetzt und wird schließlich in ein Shuttle zurück zu einer nicht angolanischen

Fluglinie gesetzt. Jemand erzählte mir später, wie ein schottischer Ölarbeiter, den sein langer Aufenthalt im Land offenbar halb in den Wahnsinn getrieben hatte, beim Besteigen seines Flugzeugs nach Aberdeen die Arme in die Luft warf und rief: »Raus aus der Hölle und rein in den Himmel!«, während seine Kollegen von der Bohrinself beschämt Abstand hielten.

Andrew, mein hartgesottener Kontaktmann aus dem Reisebüro, war ein muskulöser kleiner Bursche mit sandfarbenem Haar und einem zerknüllten Gesicht, in das sich die Jahre in Luanda wie die Narben einer Schlacht gegraben hatten. Ihm gelang gerade noch ein Handschlag, schon warf er meinen Rucksack hinten in seinen Land Rover und wir rasten die Avenida Revolução de Outubro hinunter in die Stadt zu meinem Hotel.

»Schon lange da?«, fragte ich und meinte eigentlich, wie lange er am Flughafen gewartet hatte.

»Ich bin '82 hergekommen, ursprünglich als Ingenieur für Land Rover«, sagte er mit einem südafrikanisch gemäßigten Sussex-Akzent.

»Die ganzen Jahre waren Sie hier?«

Andrew war ein Kind des Kalten Krieges. Er hatte in der Kriegswirtschaft seine Nische gefunden, die er heute zu vermissen schien.

»Es mag ja gedankenlos klingen, aber während des Krieges war es hier leichter. Luanda hat kaum was von den Kämpfen zu spüren bekommen, bis auf eine kurze Zeit '92, als an einem einzigen Tag Hunderte Leute getötet wurden. Das war ein schlechtes Jahr. In den alten Zeiten, da saß man in einer 737 nach Luanda und kannte vielleicht ein paar Leute nicht. Heute ist das anders. Heute arbeiten hier eine Unmenge Ausländer.«

Ich kam auf das Thema zurück, das mich so sehr faszinierte, wie es mir Sorgen bereitete. »Warum ist hier alles so teuer?« Damit bezog ich mich genauso auf seinen Preis wie auf den meiner ersten Übernachtung im Trópico, einem Vier-Sterne-Hotel.

»Hier wächst nichts, also muss alles importiert werden. Nichts wird produziert: keine Reifen, keine Glühbirnen, keine Lebensmittel. Und das alles wird auf eine völlig antiquierte Weise eingeführt. Manchmal liegen die Schiffe drei, vier Monate im Hafen, bevor sie entladen werden, was Tausende Dollar an Strafzahlungen nach sich zieht. Bezahlt wird mit Öl. Es ist eine Ölwirtschaft.«

Er sprach atemlos und fuhr sehr schnell, als herrschte immer noch Krieg. Oder vielleicht musste er gleich anschließend noch jemanden vom Flughafen abholen. Und dann gab er mir noch einen beunruhigenden Rat.

»Ja, und das andere ist, dass man Sie mit dem Messer bedrohen und ausrauben wird.«

»Wirklich?«

»Jepp«, sagte er völlig unbekümmert. »Geben Sie denen einfach alles, und Ihnen passiert wahrscheinlich nichts. Gut, hier ist Ihr Hotel.« Wir kamen schlitternd zum Stehen.

Dieser Mann arbeitete für ein Reisebüro, führte Leute in Luanda herum und unternahm mit ihnen Exkursionen in den Busch, schien jedoch kaum daran interessiert, dass sie sich hier wohlfühlten. Nach Angola zu kommen war ihr eigener Fehler.

Das Trópico stand wie ein Leuchtturm an der Rua de Missão. In den Neunzigern war es ein schäbiger Journalistentreff gewesen, da es gleich beim alten Pressezentrum lag. Heute war es ein herausgeputztes, glänzendes Geschäftshotel und wie alles andere weit überteuert.

Ich stieg aus dem Wagen. Die Straße stank nach warmer Scheiße. Andrew legte mein Gepäck vor die Tür, setzte sich wieder in seinen Land Rover und rauschte davon.

Ich fühlte mich merkwürdig verunsichert, als ich eincheckte. Oben in meinem Zimmer setzte ich mich immer noch leicht schockiert auf mein Bett und versuchte mich zu sammeln. Schließlich entfernte ich das Plastik von meinem Rucksack, öffnete die Reißverschlüsse, packte den Inhalt aufs Bett und betrachtete ihn entsetzt. Was um alles in der Welt hatte ich mir beim Packen bloß ge-

dacht? Vor mir lag eine Sammlung von Dingen wie aus Aladdins Höhle. Unzählige Hemden und T-Shirts, genug Toilettenartikel, um eine Drogerie zu füllen, nicht weniger als drei Paar Flipflops. Da lagen Dinge, an die ich überhaupt nicht mehr gedacht hatte: Romane, alle möglichen Gerätschaften, eine Augenmaske und ein »nützliches« Stück Schnur. Es war, als träfe ich einen etwas peinlichen alten Freund wieder, einen, mit dem ich nicht unbedingt zusammensein wollte. Ich würde mich auf weniger beschränken müssen.

Bevor ich mich auf die irdischen Straßen Luandas begab, wollte ich die verschiedenen Einrichtungen des Hotels nutzen. Ich ging schwimmen, setzte mich in die Sauna und bekam ein ekliges Gespräch zweier Geschäftsleute mit. Ein dickleibiger israelischer Diamantenhändler versuchte einen jungen indischen Ingenieur aufzureißen, wobei ich mir nicht sicher war, ob der sich dessen bewusst war.

Ich nahm ein stattliches Frühstück mit Spiegeleiern, Obstkompost und etlichen Gläsern Fruchtsaft ein, von den kleinen, wie man sie in Geschäftshotels bekommt. Dann war es vorbei. Mit dem letzten Bissen vom Frühstücksbüfett endete die kleine, von Andrew arrangierte schützende Pufferzone, und die einzige Möglichkeit, meinem Bankrott innerhalb von zweiundsiebzig Stunden zu entgehen, bestand darin, einen Mann namens Nelson anzurufen. Ich wusste nichts über ihn, nur dass er der ältere Bruder eines Mannes war, den ich in einer angolanischen Emigrantenkneipe in Stratford kennengelernt und der vielleicht schon etwas viel Wein getrunken hatte, als er sagte: »Aber klar, Mann, du kannst bei meinem Bruder wohnen.« Ob weise oder nicht, beschloss ich, ihn beim Wort zu nehmen.

Ich rief Nelson an, erklärte, wer ich war und worum es ging, und staunte nicht schlecht, als seine dröhnende Stimme am anderen Ende verkündete, dass er mich in zwei Stunden abholen werde. Ermutigt, aber vorsichtig verbrachte ich die Zeit damit, die Straßen ums Trópico zu erkunden.

In seinem gelben Dunstschleier aus Staub und Autoabgasen ist Luanda keine besonders attraktive Stadt. Der Horizont steht voll mit pockenübersäten Wohnburgen aus den Siebzigern (die Fenster sind mit Klimaanlage gespickt), Kränen und glitzernden Boomtown-Bürogebäuden. Den Preis dafür zahlte, wie ich bald sehen sollte, die schöne *Baixa cidade*, die untere, alte Stadt, deren pastellfarbene Fassaden vom Taifun der Stadtentwicklung immer weiter aufgesaugt wurden. Enorme Allradmonster nahmen die Bürgersteige ein, versperrten Fußgängern den Weg und ließen bereits gerissene Pflastersteine vollends auseinanderbrechen. Die Leute, die diese Dinger fuhren, waren nur durch ein paar Millimeter bruchsicheres Glas von der bittersten Armut entfernt. Ganze Familien saßen bettelnd im Abfall auf den nach tierischen und menschlichen Exkrementen stinkenden Straßen.

Wo immer ich an diesem Tag hinkam, um den Largo do Kinaxixi oder den Ingombota, begegnete ich irgendeiner Art von Polizist. Ich nehme an, jedes Land hat seine Polizei, aber hier gab es sie überall und in allen Ausführungen: mit schwarzen Baretts, blauen Sturzhelmen und weißen Tropenhelmen mit Nackentüchern, wie im Krieg der Sterne. Es war ein Überbleibsel aus Kriegszeit, wie ich später erfuhr, als so gut wie jeder erwachsene Mann uniformiert war. Die Männer waren nicht unbedingt beliebt gewesen, wurden wegen ihres unberechenbaren Verhaltens gefürchtet, und wenn sie betrunken genug waren, nahmen sie auch schon mal Passanten aus. Heute haben sie ihre Taktik verfeinert und ihre Erpressungen zu einer Art Kunstform entwickelt. Sie halten direkt auf wehrlose Ausländer und teure Autos zu, und schon kleinere, notfalls erfundene Ordnungswidrigkeiten werden mit bis zu Hunderten von Dollar bestraft, je nach Marke des Autos.

Das nette, onkelhafte Gesicht von Präsident José Eduardo dos Santos strahlte von einer Plakatwand, mit zwei der letzten Partei-Slogans: »Die MPLA: sicher in eine bessere Zukunft«, »MPLA – wir schaffen Millionen neuer Jobs«. Bei den letzten Wahlen am

31. August 2012 hatte die MPLA mit zweiundachtzig Prozent einen wenig überraschenden überragenden Sieg einfahren können, wobei es zahlreiche Vorwürfe wegen »Unregelmäßigkeiten« gab. Heute erschien der Präsident (mit dem Spitznamen Zedú) oft in einem modischen Jogginganzug und mit einer Baseballkappe, um allen Annahmen entgegenzuwirken, dass ihn seine dreiunddreißig Amtsjahre tatterig hatten werden lassen.

Es gibt keine wahren Herausforderer der Vormachtstellung der MPLA. Der Hauptrivale der Partei, die UNITA, ist ohne Kopf und seit dem Tod des Warlords Jonas Savimbi, der siebenundzwanzig Jahre gegen die MPLA gekämpft hatte, stark geschwächt. Die Bewegung ist innerlich zerrissen und seit dem Ende des Krieges nie über ihren Status als nützliche Alibi-Opposition hinausgekommen, lässt sie die MPLA, die eine Opposition erlaubt, doch demokratisch erscheinen. Nach dem Gewinn des Krieges hätte die MPLA Angola leicht wieder zu einem Ein-Parteien-Staat machen können.

Außer sich über die korrupte MPLA und ihr Ersticken der Demokratie verließ Abel Chivukuvuku, ein führendes UNITA-Mitglied, die Partei, um seine eigene Opposition zu schmieden, die CASA-CE (die *Convergência Ampla de Salvação de Angola* - die Breite Vereinigung zur Rettung Angolas), erhielt aber nur sechs Prozent der Stimmen.

Nein, die MPLA ist der Herrscher. Sie hat das Land in der Hand und die Geschäftsleute in der Tasche, lässt sich die Diamantschürf- und Ölförderungslizenzen nach Gutdünken bezahlen und führt einen durch und durch kapitalistischen, mit Bargeld regierten Staat. Sie macht zu Geld, was zu Geld zu machen ist, und hat viel davon verschwendet, um die Opposition zu neutralisieren. Aber auch für den, der glaubt, es außerhalb der engen Netzwerke der Vetternwirtschaft schaffen zu können, bietet Angola Anreize. Die Plakatwände, die nicht mit Zedús Mitteilungen an das Volk gefüllt waren, verhiessen und warben für ein »gutes Leben«: für geräumige Immobilien außerhalb der Stadt, für Banken, Biersorten und Whisky. Meine Lieblingsanzeige war die für »Best«-Whisky,

den es bisher nur in Aufgussbeuteln gegeben hatte, der aber »jetzt auch in Flaschen verfügbar« war.

Nelson war ein kompakter Mann in den Vierzigern mit gut sichtbaren Muskelpaketen und einem unverblühten Lächeln. Er schoss mit seinem glänzenden schwarzen Pickup auf den Bürgersteig und sagte: »Boa tarde. Steigen Sie ein.«

Und schon schwenkte er zurück in den Verkehr und auf die vierspurige Straße. Einer seiner Scheinwerfer sei kaputt, erklärte er, und er habe zwei Verkehrspolizisten gesehen, die ein Auge auf ihn geworfen hätten.

»Sie sind also ein Freund meines Bruders«, sagte er, und seine dröhnende Stimme übertönte den Verkehrslärm. Ich sagte ja, das sei ich, und sprach voller Zuneigung von dem Mann, mit dem ich mich eine halbe Stunde unterhalten hatte. »Sie können bei uns wohnen, kein Problem«, sagte Nelson. Seine Gastfreundschaft rührte mich, und ich war unendlich erleichtert.

Nelsons Handy klingelte. Er antwortete verstohlen: »Ich ruf dich zurück«, und wandte sich gleich wieder an mich. »Dreihundert Dollar in bar, wenn man nicht vorsichtig ist.«

Wir schafften es auf eine Überführung und waren damit aus der Gefahrenzone.

»Ich war selbst mal Polizist«, sagte Nelson mit einem trockenen Lächeln. Er erklärte mir, dass er im Krieg weit im Osten, in Saurimo, gewesen sei: »Aber ich hab mich dünn gemacht – fugi!« Er klatschte triumphierend in die Hände. »Den ganzen Weg nach Luanda hab ich hinter mich gebracht. Bis der Krieg vorbei war.« Er redete so laut, dass er fast schon schrie, und sein Portugiesisch war schnell und hatte einen starken Kimbundu-Akzent, den nur wenige Leute in Luanda heute noch sprechen. Ich musste mich ernsthaft konzentrieren.

»Haben Sie keinen Ärger bekommen?«, fragte ich. Er hätte leicht dafür erschossen werden können.

»Ach, sie haben meine Familie ein bisschen drangsaliert und

ihnen die Pässe weggenommen. Aber nach dem Krieg wurde ich begnadigt und konnte zurück.«

Ich fragte ihn, was er heute machte. Nelson gefiel meine Frage.

»Ich bin der stellvertretende Manager für Logistik bei Sonangol. Sie haben doch von Sonangol gehört?«

Nelson war ein großzügiger, gutmütiger Familienmensch, aber auch ein Kämpfer, groß geworden in Angolas aggressiver Ellbogen-gesellschaft. Das musste er sein, um bei Sonangol hineinzukommen, der größten, reichsten und angesehensten *Quango* des Landes. Eine Quango ist eine mehr oder weniger autonome, regierungsunabhängige staatliche Organisation und Sonangol eine von Afrikas umstrittensten nationalen Energiegesellschaften, der von NGOs vorgeworfen wird, zu viele Regierungsfunktionen zu übernehmen und den Verbündeten des Präsidenten fortwährend die Taschen zu füllen.

Alle träumen davon, für Sonangol zu arbeiten. Es ist Angolas petrochemisches Machtzentrum, dessen Kompetenz auf mehr als drei Jahrzehnten Auslandserfahrung und teuren ausländischen Stipendien beruht. Aber es geht nicht nur ums Öl. Sonangol hat in so gut wie jeden Bereich der Wirtschaft expandiert: Fluglinien, Banken, Immobilien, dazu kommen zahlreiche panafrikanische Investitionen – überall, wo es Geld zu verdienen gibt, ist man dabei. Sonangol lässt seine unangreifbaren Muskeln spielen und genießt es. Alle nationalen Exporte von Öl oder Gas werden von Sonangol organisiert, abgefertigt und besteuert, womit das Unternehmen für neunzig Prozent der Exporteinnahmen verantwortlich ist. Sonangol ist der einzige Konzern in Angola, der tatsächlich Bedeutung hat.

»Sonangol ist der beste Arbeitgeber«, sagte Nelson mit unverhohlenem Stolz. »Es gibt eine Krankenversicherung, Schulbildung für die Kinder, Benzingutscheine. Ich habe diesen Wagen hier bekommen, Carla ihren eigenen Truck. Wenn sie von ihren Eltern zurückkommt, machen wir Ferien und suchen uns irgendwo einen Strand. Vielleicht auf São Tomé oder sogar in Mosambik.« Nelson hatte Möglichkeiten und war stolz darauf.

Wir parkten vor seiner Wohnung an der Hauptstraße im Stadtteil Samba, einer eher bescheidenen Gegend, aber voller funkelnder Autos. Das Haus lag nur wenig abseits von den Grog-Buden und dem Lärm der Candongueiro-Fahrer. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gab es eine Kirche der charismatischen Igreja Universal do Reino do Jesus, die in Luanda immer mehr an Einfluss gewinnt. Hinter uns lag der gefährliche Musseque (oder Slum) Prenda, den ich unbedingt meiden sollte.

Es war eine kleine Vier-Zimmer-Eigentumswohnung mit Metallgittern vor den Fenstern, die komplett orangefarben gestrichen war. Im Wohnzimmer standen teuer aussehende rote Sessel mit quadratischen orangenen Kissen. Eine Wand wurde von einem riesigen schwarz furnierten Schrank mit Fernseher und Barfach eingenommen. Der LG-Fernseher war enorm groß. Als wir hereinkamen, liefen die Simpsons auf Portugiesisch, später kamen Family Guy und American Dad. Überall lagen Laptops, Handys und andere Geräte. Das alles kam mir merkwürdig vertraut vor.

»À vontade, à vontade«, dröhnte Nelson. »Machen Sie's sich bequem.« Er schob mich auf eine vergitterte Veranda mit Blick auf das hupende Gedränge unter uns. »Im Sommer kommt da ein Rankengerüst hin, dann brauchen wir dieses Metallding nicht mehr. Später werden wir uns wohl was anderes suchen.« Er habe sein Auge bereits auf etwas viel Besseres geworfen, schien er zu sagen.

Rita, Nelsons Stieftochter, ein etwas sprödes, zurückhaltendes Mädchen mit einer hellen Haut, saß auf dem Balkon. Ihr Freund Roque, ein stämmiger Achtzehnjähriger, hatte ein offenes Gesicht und grinste freundlich, war aber genau wie Nelson ein wandelndes Fass Testosteron. Nach den Geschichten, die er erzählte, und so, wie er sich durch die kleine Wohnung bewegte, war klar, dass Roque über gefährliche Reserven ungenutzter Energie verfügte. Unbekümmert berichtete er von gewonnenen Schlägereien und beglichenen Rechnungen. Rita hatte zwei Brüder, Inácio und Mauro. Inácio war ein gewichthebender harter Bursche von achtzehn Jahren, Mauro ein

eher schüchterner Fünfzehnjähriger, der seine Baseballkappe umgedreht trug und vor dem Spiegel Tanzschritte einstudierte.

Roque bombardierte mich mit Fragen.

»Dennis, wie viel kostet ein Haus in London?« Die gesamte Familie tat sich schwer, sich meinen Namen zu merken, und ich hörte auf Dennis, David, Denny, Danny und gelegentlich auch auf Daniel.

Ich sagte, dass ein Haus in London leicht eine Million kosten könne, worauf alle in Lachen ausbrachen.

»Das ist ganz schön wenig«, kicherte Rita und gab dem augenscheinlich Offensichtlichen Ausdruck.

»Ja, hier sind es wenigstens zwei oder drei Millionen«, sagte Nelson mit nüchterner Kompetenz.

»Wie ist es mit einem Auto?«, fragte Roque. Er spielte jetzt mit mir. Rita wartete gespannt auf meine Antwort.

»Ich weiß nicht ... vielleicht zwanzigtausend Dollar, je nach Marke.«

Roque lachte wieder. »Hier kostet es dreimal so viel.«

»Das ist nichts, worauf wir stolz sein sollten«, warf Nelson ein und verteidigte seinen Gast. »Es ist schlecht für die Gesellschaft. Hier sind die falschen Sachen billig. Wie Bier, das kriegt man schon für fünfzig bis hundert Kwanza. Das ist billiger als Wasser. Hört ihr die Candongueiro-Fahrer da draußen?«

Wie hätten wir sie nicht hören können? Das ständige Brummen der Toyota-Minibusse, die überall als Sammeltaxis, Candongueiros, herumfahren, wurde vom Gebrüll der Ticketverkäufer begleitet, die ihre Ziele herausschrien: »Congolense, Congolense, Congolense!«

»Bebem muito, comen pouco«, sagte Nelson. »Die trinken viel, aber essen kaum was. Essen ist teuer.«

Wir aßen Calulu, einen Fischeintopf mit einer Knoblauch-Tomatensauce, Spinat und Süßkartoffeln. Gekocht hatte Dona Ana, die Küchenhilfe, und es war köstlich, wenn auch alles in Palmöl und Salz schwamm. Ich war ausgehungert und schlang meine Portion herunter. Nelson setzte sich mit einem Sechserpack Bier dazu, den er komplett leerte.

Als es Schlafenszeit war, wickelte ich mich auf dem orangenen Sofa, von meinem Moskitonetz geschützt, in meinen Tuschlafsack und räkelte mich in der nährenden Wärme von Nelsons Gastfreundschaft. Ich war tief dankbar, so aufgenommen worden zu sein, und darüber hinaus dafür, den Tag überstanden zu haben, ohne dass ich mit einem Messer an der Kehle ausgeraubt worden war.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, wusste ich nicht, wo ich war. Alle waren verschwunden. Ich zog das Moskitonetz zur Seite und wankte in die Küche, wo ich mir eine Tasse kalten Kaffee einschlenkte, mit der ich auf den Balkon hinausging. Durch das angeschlagene Gitter sah ich auf die Straße hinunter. Eine fleischige Phalanx von Händlerinnen saß lachend auf dem Bürgersteig. Minibusse rasten vorbei, knallten Schiebetüren zu und drehten ihre Musik auf. Ein undefinierbarer Geruch drang von dort unten herauf: Abgase, Rauch und so etwas wie warme Fäulnis. Ja, ich war angekommen und verspürte eine große, erregte Freude.

Es war Zeit, an die nähere Planung meiner Reise zu gehen, unbehelligt noch von der Wirklichkeit. Ich breitete meine große Straßenkarte auf dem Boden aus und schreckte ein weiteres Mal vor den schieren Ausmaßen des Landes zurück. Angola schien größer, als ich es in Erinnerung hatte. Trotzdem wollte ich so viel davon sehen, wie es mir mit meinem Visum möglich sein würde: mit dem Bus, dem Auto, dem Flugzeug – was immer sich anbot. Wobei ich mich kaum mehr an die Zahl der Ausländer in Luanda erinnern kann, die mir erklärten, dass man nicht einfach so im Land herumreise. (»Ich meine, gibt es überhaupt Busse?«)

Meine Ziele richteten sich nach dem, was ich gelesen hatte, sowie den sehnsüchtigen Beschreibungen der Angolaner in dem seltsamen kleinen Lokal in Stratford und der Bibliothek am Belgrave Square, die von langen leeren Stränden, nebelverhangenen Bergen und den Wäldern im Norden, vor der Revolution von 1975, geschwärmt hatten.

Natürlich hatte keiner von den minenverseuchten Schlachtfeldern erzählt, über die in den Zeitungen geschrieben worden war und die ebenfalls eine große Anziehungskraft auf mich ausübten. Der Bürgerkrieg hatte über eine halbe Million Menschen das Leben gekostet. Jeder Teil Angolas hatte seine Spuren davongetragen, und ich wusste, ich würde dieses Land niemals verstehen, ohne diese Orte zu sehen und mit einigen der Leute zu sprechen, die das alles miterlebt hatten.

Eine der wiederkehrenden Fragen in meinem Kopf lautete: Wie waren die Angolaner während des Krieges zurechtgekommen? Ich wusste, die Frage war nicht zu beantworten, da die Leute auf unterschiedliche Weise betroffen gewesen waren. Nelson hatte die Beine in die Hand genommen. Andere hatten nicht fliehen können. Und wie empfanden die, die den Krieg überlebt hatten, die obszönen wirtschaftlichen Umstände heute, die den Alltag bestimmten? Ich konnte nicht einmal versuchen, mir vorzustellen, wie viel Groll Kriegsveteranen und Versehrte verspüren mussten, wenn sie einen Laib Brot kauften. Nelson hatte wie viele andere überlebt – und das Glück, Kontakte und einen angenehmen Job zu haben. Aber was, wenn man keine Verbindungen hatte und nicht hatte weglaufen können? Gab es andere Wege, mit dem System klarzukommen? Ich konnte einfach nicht glauben, dass man ein Millionär oder Sonangol-Angestellter sein musste, um ein normales Leben führen zu können. Was immer »normal« hier bedeuten mochte.

Die überhitzte Wirtschaft war das an Angola, was heute am stärksten nach außen sichtbar war. Ich wollte hinter dieses sich selbst verstärkende Bild blicken und tiefer ins Innere vordringen.

Ich markierte die Orte, die ich besuchen wollte, mit dem Bleistift. Erst wollte ich mich mit Luanda und dem ein Stück die Küste hinunter gelegenen Benguela vertraut machen. Dann, wenn es möglich war, ins Inland vordringen, nach Huambo und Kuito auf dem Planalto, der Hochebene, dem fruchtbarsten und im Bürgerkrieg am stärksten umkämpften Teil des Landes.

Huambo, Angolas ehemals prächtige, beeindruckende zweitgrößte Stadt, war einst als Kandidat gehandelt worden, Portugals imperiale Hauptstadt zu werden. Aber so weit kam es nie. Von allen Städten, die in den Krieg hineingezogen wurden, traf es Huambo am schlimmsten. Von 1975 an war die Stadt umkämpft und wurde 1993 bei lebendigem Leib gehäutet, als die Savimbe sie fünfundfünfzig Tage lang belagerten. Das Ergebnis sind Tausende von Minen, die nach wie vor auf den Straßen und in den Parks liegen. Ich hoffte, im Gespräch mit den Minenräumern ein tieferes Verständnis des Konfliktes zu erlangen, aber zunächst einmal musste ich ein Transportmittel finden, um überhaupt dorthin zu gelangen.

Die einschneidendste Schlacht nach der Unabhängigkeit war weit weg in der südöstlichen Ecke des Landes geschlagen worden, in einer kleinen Stadt namens Cuito Cuanavale. Dort war heute der HALO Trust als einzige auswärtige Minensuchorganisation aktiv. In den späten 1980ern wurden in Cuito Cuanavale die letzten und schärfsten Kämpfe ausgefochten, es war die Entscheidungsschlacht zwischen der Regierung (und ihren kommunistischen Verbündeten) und der UNITA (und ihren antikommunistischen Verbündeten). Die Zerstörung machte einen Großteil des Landes unnutzbar, mit Patronenhülsen, nicht explodierten Sprengkörpern und Antipersonenminen. So wurden das Leben und der Landbau in diesem sowieso schon rauen Teil Angolas zu einer ganz besonderen Herausforderung. Bis in diese traurige kleine Stadt gelangen zu können war wahrscheinlich reine Spekulation, sollte aber technisch möglich sein.

Mehr als klar ist, dass der Krieg wahrscheinlich weit früher ein Ende gefunden hätte, wäre Angola nicht mit einem solchen Reichtum an Bodenschätzen gesegnet, um die es sich zu kämpfen lohnte: Eisen, Gold, Mangan, Uran und alle möglichen anderen Gesteine, Minerale und Metalle, die der Weltwirtschaft viel wert sind. Nicht zu vergessen das Öl und die Diamanten.

Das Diamantenland liegt im Osten und Nordosten. Saurimo ist

eines seiner großen Zentren, eine Grenzstadt, an die sich Nelson aus seinen Polizistentagen erinnerte: »Da gab's nur Diamanten, Schnaps und Frauen«, was für mich ganz nach einer Wildwest-Stadt klang. Es ist die Gegend, wo Zairer und die örtlichen Chokwe – die eigentlich Landbau betreiben und schöne, schmale Holzmasken schnitzen – dazu gezwungen wurden, in den Schwemmlandminen nach den Steinen zu graben, die eine Seite in diesem ewigen Krieg finanzierten. Unterstehen die Diamantenfelder heute auch der Regierung und nicht mehr den UNITA-Rebellen, gibt es dennoch Grund zu der Annahme, dass sich die Arbeitsbedingungen für die Schürfer nicht wirklich verbessert haben. Der örtliche Stammesfürst, Muatchisengue, der in glorreicher Isolation in seinem bescheidenen Palast im Zentrum der Stadt sitzt, scheint keinen Einfluss auf die bedrückenden Praktiken der Diamantenminen in seinem Reich zu haben, die das Leben der Chokwe tagtäglich belasten.

Aber trotz all ihres Glanzes können die Diamanten nicht mit dem Öl konkurrieren. Das Öl ist der Stoff, der die Räder Angolas antreibt, es füllt die Taschen der herrschenden Partei und beschleunigt den Fluss staatlicher Gelder hinaus aus dem Land, bevor sie überhaupt die Banco Nacional erreichen. Das Öl verschafft der in Luanda sitzenden politischen Klasse überwältigende Vorteile gegenüber der Opposition, die nicht über diese Verbindungen verfügt. Das Öl scheint mühelos aus dem Meeresgrund vor der Küste zu blubbern, in Reichweite von Luanda und anderen MPLA-dominierten Städten, und es gibt keinen Mangel an Firmen, die immer noch ausgeklügeltere Möglichkeiten anbieten, es aus der Erde hervorzuholen.

Die Plattformen auf dem Meer arbeiten wie eigene Länder. Die Ölleute fliegen in ihre abgeschotteten Festlandbasen bei Cabinda und Soyo, wo zuletzt ein riesiges Flüssigerdgas-Terminal errichtet wurde. Näher als in diesen Städten würde ich den Zentren der Ölproduktion nicht kommen. Keine der Gesellschaften würde mich in die Nähe ihrer Basen kommen lassen und schon gar nicht auf eine ihrer Plattformen.

Ein paar Kilometer ins Land hinein sieht es jedoch schon anders aus. Nordost-Angola ist die Heimat einiger der ehrwürdigsten und spirituellsten Kulturen des Landes. M'banza-Kongo, direkt südlich von der Demokratischen Republik Kongo, ist der alte Sitz des Kongo-Throns. Hier liegen die Gebeine der immer noch verehrten Könige, die einst die in den drei Kongos lebenden Bakongo regierten. Selbst heute noch kommen die Bakongo von überall zu den Stammesgerichten in M'banza-Kongo gereist, um ihre Beschwerden einem Ältestenrat vorzutragen. In den Provinzen Uíge, Zaire und Cabinda leben die Menschen in einem starken Glauben an Schamanismus und Zauberei, im Guten wie im Bösen. Kindoki, wie es genannt wird, scheint den Menschen wie ein Schatten zu folgen und sorgt für gute Ernten und Heldentaten genauso wie für Unglück und Tod. Für mich liegt etwas Merkwürdiges in diesem Gegensatz zwischen der klinischen Modernität der Energiegewinnung und der Zauberwelt, die das alles überlagert.

Angola ist so reich an derartigen Gegensätzen, und ich würde ihnen mit meiner kurzen Reise nicht gerecht werden können. Aber ich hatte ein Visum, und das war immerhin ein Anfang.

Der beste Ort, um meine Erkundung zu beginnen, so mein Gefühl, war die Fortaleza de São Miguel in Luanda. Die beeindruckende sternförmige Festung wurde von den Portugiesen im Jahr 1576 am Rande der Baixa cidade erbaut. Die geweißelten Mauern wurden mit Kanonen bestückt, bereit, auf jedes ausländische Schiff zu schießen, das es wagte, zu nahe vor der Küste vor Anker zu gehen. Allzu nützlich war die Festung über die Jahrhunderte jedoch nicht. Heute dient sie als letzte Ruhestätte für ausrangierte Artillerie und wird als Museum der Streitkräfte bezeichnet. Wie die meisten Museen in Luanda war es nicht geöffnet, aber das schien nicht in Stein gemeißelt, und offenbar wusste Nelson, was zu tun war.

Wir fuhren die lange Straße zum Eingang hinunter. Ein Wächter stand in seinem Wachhäuschen und wirkte äußerst ernst, so wie es angolansische Sicherheitskräfte für gewöhnlich tun. Er war

in voller Kampfausrüstung, mit Gurten und Helm, als könnten die verrosteten Geschütze hinter ihm jeden Moment einen Angriff starten. Unter seiner Last gebeugt, kam er langsam auf uns zu, Misstrauen im Blick und seine halbautomatische Waffe fest in der Hand. Ich erklärte ihm, dass ich das Museum besichtigen wollte, was ziemlich ungewöhnlich schien. Er rief seinen Chef an.

Der Chef kam daraufhin persönlich und wirkte noch misstrauischer als sein Untergebener. »Documentos«, verlangte er.

Du kannst in Luanda tun, was du willst, erklärte mir ein Freund später, es kümmert niemanden, aber deine Papiere müssen in Ordnung sein. Wenn du ihnen deine Papiere zeigst oder sonst etwas anderes vage Überzeugendes, lassen sich dich womöglich sogar mit einem Mord davonkommen.

»Não é jornalista?«, fragte der Mann mit einem zweifelnden Seitenblick. Das ist die andere zentrale Regel: Sei nie ein Journalist, es sei denn, es geht nicht anders.

»Não«, sagte ich.

»Não fotografia?« Dabei wedelte er mit dem Arm, um dem Gesagten zusätzlich Nachdruck zu verleihen.

»Não«, sagte ich und drückte meine Kamera tiefer in meine hintere Tasche.

Befriedigt wandte er den Blick ab und winkte uns weiter, wie es Wächter oft tun: als ständen Nelson und ich in einer langen Schlange, was wir natürlich nicht taten. Wir gingen den steilen Hang hinauf. Die Musseques zu unserer Rechten waren bis an die Flanke der Festung herangewachsen. Eine wahre Flut von behelfsmäßigen Dächern und Plastikfetzen kam in den Blick, der Lärm von Hunden und Kindern drang zu uns herauf.

Hier verlief die Front der städtischen Armut. Während der Kriegsjahre waren ständig Flüchtlinge aus dem kampfgeschüttelten Landesinneren nach Luanda hereingeströmt und hatten die Bevölkerung von 400.000 auf vier Millionen anwachsen lassen. In den Schachbrett-Provinzen im Binnenland waren die Städte mal von den

einen, dann wieder von den anderen erobert worden. Wem es möglich war, der flüchtete nach Luanda. Die Musseques füllen die Lücken zwischen den bebauten Gebieten, Unterführungen und Überführungen aus: Sie säumen die zum Strand hin gelegenen Gebiete von Chicala und die Ilha de Luanda, kriechen die Hänge zur Fortaleza und zum Präsidentenpalast hinauf. Die aus Wellblech und Holz zusammengezimmerten Hütten mit den provisorischen Stromleitungen sind in der stinkenden Trockenzeit, der Cacimbo, ein wahres Inferno und in der Regenzeit, der Estação das chuvas, die Hölle. Für die auf Äußerlichkeiten bedachte MPLA sind sie ein Schandfleck. Eine nach der anderen werden die Behausungen der Musseques im Rahmen des gnadenlosen staatlichen Feldzuges für eine ansehnliche Stadt zerstört, die Bewohner nach und nach in die außerhalb liegenden Bezirke verfrachtet. Kaum einmal erhalten die Leute eine Entschädigung, wenn auch einigen Sozialwohnungen zugewiesen werden.

Nelson schnaubte. »Das wird alles entfernt«, sagte er abschätzig. Er war auf dem Weg nach oben und hatte wenig Mitleid mit den Slumbewohnern.

Der zweite Kontrollpunkt war mit einem Kurator des Museums besetzt, der behauptete, er könne er uns nicht hineinlassen, außer vielleicht für einen kurzen Blick, da die Sammlung wegen Instandsetzungsarbeiten geschlossen sei. Nelson fand die richtigen Worte, versüßte sie mit ein paar Kwanza, und wir wurden durchgewunken.

Das Museum war eine surreale Ansammlung ausrangierten Materials ohne erkennbare Ordnung: alte Panzer, gepanzerte Fahrzeuge, russische Transporter, uralte Geschütze und mittendrin die Statuen der ersten portugiesischen Gouverneure aus Kolonialzeiten. Ein Katjuscha-Raketenwerfer stand neben einem vier Meter hohen Abbild Nzinga Mbandis, der großen Kriegerkönigin der Ndongo und Matamba, die im 17. Jahrhundert durchaus erfolgreich gegen die Kolonialherren gekämpft hatte. Die Unordnung hatte etwas Zwingendes und gab anschaulich Kunde vom jahrhundertelangen Unfrieden des angolanischen Lebens.

Nzingas Statue war groß, doch für eine Frau ihrer Wichtigkeit seltsam enttäuschend. Mit einer Axt in der Hand stand die Königin da und schien dabei endlos gelangweilt, wie eine Statistin in einem Laienstück. Folgte man der Inschrift, war sie 2002 von der FESA, einer mit dem Präsidenten verbundenen Stiftung, zum siebenundzwanzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit des Landes in Auftrag gegeben worden. Der Auftrag war an eine nordkoreanische Firma ergangen, was die bleierne Haltung erklären durfte. Die arme Nzinga hatte zunächst auf dem verkehrsreichen Kinaxixi-Platz im Zentrum Luandas gestanden, wo sie ihre Axt in halberziger Bereitschaft gegen die Bulldozer erhob, die sie in dieses Museum bringen sollten. An ihrem Platz wurde jetzt, vielleicht passenderweise, ein gigantisches Einkaufszentrum errichtet.

Die uns gegebenen Anordnungen missachtend, kletterten Nelson und ich auf die Befestigungsmauern und studierten das Panorama, das sich uns bot. Auf der einen Seite lagen die Zwillingsbuchten von Chicala und die lange Sandnadel der Ilha de Luanda, auf der anderen bot sich das im Wandel befindliche, aufstrebende Luanda, eine Baustelle voller hungriger Aktivität, an die ich mich von meinem Anflug mit dem Flugzeug erinnerte. Ich zählte siebenzehn Kräne am Horizont.

»Es sind die Chinesen«, sagte Nelson. »Sie bauen alles, aber sie bauen zu schnell. Die Bauten sind voller Risse.« Den Chinesen wurde immer wieder vorgeworfen, überhastet zu bauen, und das große, schreckliche Beispiel dafür war das Allgemeine Krankenhaus. Im Frühjahr 2010 musste der Gesundheitsminister seinen Urlaub abbrechen, weil sich in dem teuren Neubau große Risse bildeten. Die Patienten wurden verlegt, zu einer Sanierung war es bis heute nicht gekommen. Nelson schüttelte noch einmal den Kopf und stieß die Luft zwischen den Zähnen heraus.

Älteren Reiseberichten über Luanda nach zu urteilen, viele davon in der Bibliothek am Belgrave Square, war das Land in den 1950ern geradezu entzückend gewesen. Es galt als das »Paris Afrikas«, weil die

Lebensqualität so hoch war, besonders für die Weißen. Ein Jahrhundert früher hatten die englischen Reisenden nicht so freundliche Worte für die Stadt übrig gehabt, was wohl mit an dem Umstand lag, dass Portugal bis zum Ende völlig ungerührt am Sklavenhandel festhielt und sich viele englische Kommentatoren gerechtfertigt fühlten, sich ohne jeden Respekt und oft übel rassistisch über die Portugiesen auszulassen. Was die hygienischen Umstände Luandas betraf, mögen sie allerdings recht gehabt haben.

Sir Richard Burton, der große viktorianische Abenteurer und Linguist, kam 1875 nach »Loanda«, wie es damals hieß, und nahm zum Zustand der Stadt kein Blatt vor den Mund, wobei er ihr Erscheinungsbild »dem allgemeinen Niedergang des Handels seit 1825« zuschrieb, »besonders dem Verlust des lukrativen Sklavenexports. Viele Gebäude sind unvollendet oder unbewohnt, und mitunter wirkt es, als hätte die Stadt jüngst erst unter Beschuss gestanden. Afrika zeigt sich hier als ein Haufen dreckiger Lehmhütten: Schirmakazien und Flaschenkürbisse, Palmen und Kapokbäume, alles ist verdorrt, verkrüppelt und verstaubt wie in Kairo.« Trotzdem erkannte er die portugiesische Gastfreundschaft an. »Welchen Groll Staatsmänner und Historiker, Anwälte und Sklavenhändler auch mit sich tragen mögen, die portugiesischen Offiziere sind ihren englischen Brüdern gegenüber immer äußerst freundlich.«

Der britische Reisende William Winwood Reade war ein weit umgänglicherer Mensch als Burton, erhielt jedoch lange nicht die gleiche Beachtung. Wie Burton reiste Winwood um des Reisens willen, wobei er nicht selten von Pech verfolgt wurde. Als Amateuranthropologe und Privatier ging er Anfang der 1860er auf eine längere Afrikareise, die ihn unter anderem nach São Tomé e Príncipe und nach Angola führte. Er schrieb einen überspannten, aber merkwürdig menschenfreundlichen Bericht über seine Reise: »Wildes Afrika: ein Bericht über eine Reise durch das äquatoriale, das südwestliche und nordwestliche Afrika, mit An-

merkungen über die Gewohnheiten des Gorillas, die Existenz des Einhorns, den Sklavenhandel, den Ursprung, den Charakter und die Fähigkeiten des Negers und die Zukunft der Zivilisation im westlichen Afrika, veröffentlicht 1863 in London«. »Ich bilde mir nichts auf den Titel ‚Abenteurer‘ ein«, schreibt Winwood Reade in seinem Vorwort. »Wenn ich ein Verdienst vorweisen kann, dann, dass ich der erste junge Mann war, der eine Bona-fide-Reise durch das westliche Afrika unternommen hat und ohne besonderes Ziel durch dieses angenehme, der Gesundheit zuträgliche Land gefahren bin, auf meine eigenen Kosten; um durch den jungfräulichen Wald zu flanieren, mit hübschen Wilden zu flirten und unter Kannibalen meine Zigarre zu rauchen.«

Trotz seiner für gewöhnlich geduldigen Natur, war auch Winwood Reade wenig beeindruckt von Luanda, beschrieb die Stadt als »knöcheltief versandet. Die öffentlichen Gebäude sind entweder dem Verfall preisgegeben oder bewahren notdürftig Haltung. Das Kolleg der Jesuiten wird als Ochsenstall genutzt. Alle Poesie und Macht stirbt in dieser Kolonie. Es ist die Dunkle Zeit zwischen zwei Zivilisationen. Wann wird die zweite beginnen? So weit Afrikanisches Europäischem ähnelt, ähnelt Loanda Lissabon, doch es ist keine schmeichelnde Ähnlichkeit ... seit dem Inkrafttreten der Gesetze zur Abschaffung der Sklaverei, versinkt Angola sterbend in Armut und steht an der Schwelle des völligen Ruins.«

Ein paar Jahrzehnte weiter nach vorne spulend, kann ich nicht anders, sondern muss aus einem Reiseführer zitieren, der mir in der Hispanic and Luso-Brazilian Council Library in London in die Hände fiel. Geschrieben vom altgedienten amerikanischen Reisenden Robert S. Kane, erschien das Buch 1961 unter dem Titel: »Africa A to Z: a guide for travellers, armchair and actual« – Afrika von A bis Z: ein Führer für Reisende, daheim im Sessel und vor Ort.

Es war die nette Formulierung »armchair or actual«, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Für ein Publikum schreibend, das kaum etwas über Afrika weiß, beschreibt Kane die »Erdkun-

debuchdörfer« des Kontinents und »mittelmeerähnliche Strände«. »Überall finden sich Menschen, die uns ihrer Erscheinung und ihrer Lebensart nach fremd sind, einige sind jedoch auch ganz wie wir.« Er hielt das Luanda der 1960er für absolut bewohnbar und meinte, es mache große Fortschritte in Sachen »Zivilisation«. »Es ist stolz auf seinen Ruf als Stadt der Bougainvilleen, war ursprünglich eine Festung und wurde nach und nach weiter aufgebaut, in Stufen, ähnlich wie Tanger. Der untere Teil, die alte Stadt, hat gepflasterte Straßen, kleine Plätze, Freiluftcafés und alte Häuser mit lustigen runden Dachziegeln. Die neuen Viertel sind sauber und rationell, mit lebendigen, portugiesischen Wolkenkratzern an breiten Boulevards und großzügig proportionierten Plätzen.«

In seiner instruktiven Einleitung mahnt er den modernen amerikanischen Reisenden, nicht so mit den schwarzen Kellnern zu reden, wie sie es womöglich zu Hause täten, da sich die Zeiten in Afrika änderten. Mitten in der fortschreitenden Entkolonisierung wollte er die Amerikaner beruhigen: »Es gibt nichts in Angola, was einer nationalistischen Bewegung ähneln würde.«

Kane war ein durchaus aufmerksamer Reisender und doch wie fast alle anderen überrascht, als im Februar 1961 wütende Unruhen in Angola losbrachen. Die portugiesische Antwort, offiziell wie inoffiziell, war so schonungslos, dass sie einen richtiggehenden, um sich greifenden Aufstand auslöste. Die Kolonialverwaltung, die sich eigentlich etwas darauf einbildete, »die Afrikaner zu verstehen«, war perplex und fand sich unversehens in einem umfassenden Guerillakrieg verwickelt. Bis 1966 entstanden drei verschiedene bewaffnete Befreiungsgruppen, alle mit unterschiedlichen Geldgebern, die bis zur Unabhängigkeit einen festgefahrenen Krieg gegen ihre Kolonisatoren führten. Kane hätte nicht überraschter sein können.

Der neueste und einzig verfügbare hilfreiche Reiseführer heute ist von Bradt. Seine Autoren halten es immer noch nicht für sinnvoll, auch die entfernteren Außenposten Angolas zu besu-

chen. Zu aufwendig, zu kaputt und uninteressant, zu teuer, meinen sie. Doch die Details stimmen, und der Führer wurde für eine weit klügere Leserschaft geschrieben als seine Vorgänger.

Ich stand auf den Befestigungsmauern und sah die Hektik der Stadt unter mir und ihre verschiedenen Machtzentren: die Banco Nacional mit ihrer charakteristischen grünen Kuppel in der Nähe der Bucht, das große, wuchtige Sonangol-Gebäude und das Büro des China International Fund (CIF), einer Hongkonger Investmentgesellschaft, so undurchsichtig wie das dunkelgoldene Äußere ihres monströsen Gebäudes. Der CIF hat seit 2004 milliarden schwere Handelsumsätze (in Dollar) mit Angola gemacht.

Luanda war nicht nur eine touristenunfreundliche Stadt, auch Geschäftsmänner brauchten starke Nerven, wollten sie hier bestehen. Das Risiko, sein investiertes Geld zu verlieren, war unangenehm hoch, der mögliche Profit bei einem Erfolg aber offenbar die Anstrengung wert.

Ich hatte lange darauf gewartet, die Urteile einiger hier ansässiger Ausländer über diese doch einzigartige Stadt zu hören, eine Chance dazu sollte ich am nächsten Tag bekommen. Eine Freundin von mir war vor einigen Jahren als Krankenschwester mit den Médecins Sans Frontiers in Angola gewesen, in M'banza-Kongo. Sie hatte gut von ihrem Aufenthalt dort gesprochen, trotz der gelegentlichen Ausbrüche von Denguefieber, und mir die Nummer einer ehemaligen Kollegin gegeben. Karin, eine abenteuerlustige Schwedin, war mit einem erfolgreichen italienischen Kaufmann verheiratet und lebte seit Jahren in Luanda. Die beiden gaben am nächsten Wochenende im Strandresort von Mussulo eine Grillparty und hatten mich eingeladen.

Mussulo ist eine Halbinsel ein wenig südlich der Hauptstadt, deren vornehme Teile als eine Art Riviera dienen, wo reiche Angolaner und Ausländer Häuser kaufen, um die Stadt und den Alltag hinter sich lassen zu können. Früher zogen da einmal Seekühe durchs Wasser, heute sind es Luxusjachten.

Wenn man auf den Ansturm aggressiver Bootsleute am Steg, von dem man übersetzte, vorbereitet war, dazu auf die Ratten Mussulos und auf den Umstand, dass das eigene Sommerhaus während der Regenzeit wahrscheinlich geplündert worden war, konnte eine Grillparty auf der Halbinsel eine schöne Sache sein. Hauptsächlich ging es darum, aus Luanda hinauszukommen, und Leute mit den nötigen Mitteln taten alles, um ein ruhiges Stückchen Strand oder einen anderen abgelegenen Rückzugsort zu finden, an dem sie sich von der Stadt erholen konnten.

Irgendwie fand ich den richtigen Steg und wurde gleich von eine Gruppe Männer umringt, die mich zu ihrem Boot zerren wollten. Es gefiel mir jedoch nicht, der einzige Passagier zu sein. Da sah ich weiter hinten auf dem Steg ein Gruppe junger Frauen in ein Boot steigen. Die Sicherheit liegt in der Zahl, dachte ich, bis ich feststellte, dass für mich keine Schwimmweste übrig war. Zum Glück erreichten wir die andere Seite ohne jedes Problem, wo ich von meiner Gastgeberin abgeholt wurde.

Karin hatte ihren neugeborenen Sohn dabei. Sie war blond, und ihre vier Jahre Angola schienen an ihrer Gesichtsfarbe nichts geändert zu haben. Sie konnte kaum glauben, dass ich es so problemlos über das Wasser geschafft hatte. »Kommen Sie«, sagte sie, und ich folgte ihr zu einem grünen Haus weiter hinten unter den Bäumen. Das Haus hätte auch gut irgendwo in Skandinavien stehen können, nur dass, als wir ankamen, gerade ein Wildschwein durch den Vorgarten trottete.

Die Gäste waren allesamt Ausländer, die für Banken, Handelsunternehmen und NGOs arbeiteten. Wir tranken gekühltes Bier und Vinho verde, und die Unterhaltung kam wie so oft in solchen Situationen auf die »Lage der Nation«.

Francine, eine Schweizerin mit Speerwerfer-Statur, wuselte in der Küche herum und richtete einen Tintenfischsalat mit Kartoffeln an. Sie arbeitete für eine große portugiesische Bank. Brian war ein neuseeländischer Pilot mit einem verbrannten Gesicht,

der aussah und klang, als hätte er schon alles erlebt, trotz seines unschuldig warmen Lächelns. Er lehnte sich mit seinem Bier zurück und erzählte Geschichten von seinen Kampfeinsätzen in Angola und Afghanistan, wo er MiGs geflogen hatte.

»Die alte Sowjet-Technologie war schon in Ordnung«, sagte er, »wenn man nur wusste, wie man damit umzugehen hatte. Schlecht wird's, wenn man den Angolanern mit dem verdammten Hi-tech-Kram kommt und sie haben keine Ahnung davon. Beim ersten Problem rasten sie aus.«

»Es ist die Hierarchie«, antwortete Francine trocken. »das ist der Hauptunterschied zwischen uns und den Angolanern.«

»Oh, bringt mich nicht darauf«, sagte Brian und schüttelte mit halb geschlossenen Augen den Kopf. »Alter Army-Colonel versucht dem Captain eines Flugzeugs Befehle zu geben. Wenn Sie das mit mir probieren, sag ich nur, verdammt ... nein. Und das mögen sie nicht, ich sag's euch.«

Milo, ein junger weißer Unternehmer aus Namibia, war nach Angola gekommen, um sein Glück zu machen. Die möglichen Gewinne, versicherte er, seien riesig, aber die Risiken könnten einem die Lust darauf verderben. Milo war erst Mitte zwanzig und auf dem Weg zu seiner eigenen Baufirma, er errichtete Lagerhäuser. In seinem Gesicht mit den hellgrünen Augen und dem Jungmänner-Stoppelbart fand sich durchaus noch so etwas wie Unschuld, aber Milo war kein Narr und sicher, dass er Erfolg haben würde. »Ich habe absolut keinen Zweifel daran, dass ich es am Ende schaffen werde«, sagte er. Aber es war ermüdend. Der Aufbau der eigenen Firma während der letzten sieben Monate hatte ihn ausgelaugt. Er schwang in seiner Hängematte hin und her. »Man braucht gleich zu Anfang eine Kapitalspritze von dreihunderttausend Dollar«, sagte er, »um oben auf die Liste zu kommen, was vier Monate dauert, und dann brauchst du ein Arbeitsvisum, was sie dir natürlich normalerweise nicht geben. Ich bin immer noch mit einem Touristenvisum hier!«

»Der arme Milo hat seit einem Jahr nicht geschlafen«, seufzte seine Freundin Mary und strich ihm über den Kopf.

Milo grinste. »Letzte Woche waren wir zum ersten Mal im Kino, oder, Mary?« sagte er triumphierend. Seine leidgeplagte Freundin, die für eine NGO im Gesundheitswesen arbeitete, lachte trocken. Die beiden sahen auf eine lange Reihe geplatzter Verabredungen zurück.

José hatte eingefallene Wangen, war etwas über Fünfzig und Banker. Er war in Benguela gelandet, wo er für eine portugiesische Bank arbeitete. Ein Jahr in Brighton hatte seinem Englisch einen merkwürdigen, leicht näselsnden Akzent verliehen, und mit dem Herzen war er immer noch in Portugal. Er kochte etwas für die Gäste, Churrasco war seine Spezialität, und er sah immer wieder danach, öffnete die Ofentür und inhalierte das Aroma wie in einem Werbespot für eine Gewürzmischung. Als das Fleisch endlich fertig war und auf den Tisch kam, gurrten alle.

»Super gemacht, Johseh«, sagte Brian.

Francine verteilte ihren Tintenfischsalat. Das Gespräch wandte sich der Kaufkraft der angolanischen Elite zu.

»Hier geht's doch nur ums Geld«, sagte José. »Den Angolanern ist es fast schon egal, was sie kaufen, Hauptsache, sie geben Geld aus. Sie müssen dabei gesehen werden, wie sie Banknoten auf die Kassentische blättern. Vergesst Kreditkarten. Neulich habe ich einen Stretch-Hummer gesehen. Kann man sich so was Wahnsinniges vorstellen?«

Milo meldete sich mit amüsiertes Empörung aus seinem Halbschlaf zu Wort: »Letzte Woche bin ich beraubt worden. Der Kerl packte sich mein Handy und rannte weg, aber dann sah er sich's genauer an, drehte um und kam zurück: ‚Tut mir leid, Mann‘, sagte er. ‚Das ist nicht das Modell, dass ich wollte«, und gab es mir zurück.

Damit ertete er johlendes Gelächter.

»Es liegt an den Erwartungen«, sagte José. »Die Leute wollen teilhaben, wollen die Errungenschaften des Friedens, aber die oben haben den Kuchen bereits verteilt.«

»Das stimmt«, sagte ein weiterer Gast ernst. Joãozinho war der einzige Angolaner in der Runde. Als Sohn eines ehemaligen hohen MPLA-Funktionärs hatte er im Ausland studiert und sprach Englisch mit einem nur leichten Akzent, langsam und überlegt. »Die Frage ist, ob du zum Club gehörst. Wenn du Parteimitglied bist und eine Konzession bekommst, zum Beispiel fürs Diamantenschürfen, oder einen Anteil an einer Ölquelle, hast du keinen Anreiz mehr zu arbeiten. Sicher, du könntest was machen, aber für dein Wohl ist gesorgt, du hast einen Job, bist krankenversichert und wohnst umsonst. Warum solltest du dir da über deinen Nachbarn Gedanken machen? ‚Das Leben ist hart‘, sagen sie. ‚Alle leiden.‘ Aber die Elite verteilt die Posten und Konzessionen unter sich, und wenn einer öffentlich was in den Sand setzt, was sie am Ende tun, weil sie zu gierig sind, wird er als Handelsbotschafter nach Japan geschickt. Keiner fliegt raus. Keiner wird bestraft. Sie behalten den Kuchen für sich.«

Murmelnde Zustimmung war zu hören.

Die Dämmerung begann, und das Gespräch wandte sich wieder dem gefürchteten Steg zu. Wir packten die Reste des Essens in Tupperware und Picknickkörbe. Francine fing an zu spülen und entdeckte im Müll einen wiederverwendbaren Plastikteller. »Wer hat denn den weggeworfen?«, zischte sie. »Wahnsinn.«

»Sehen Sie, was Luanda mit uns macht?«, sagte Mary mit einem heimlichen Lächeln.

Alle, ob ein Geschäftsmann mit guten Verbindungen, ein ausländischer Arbeiter, der Geld machen wollte, oder ein Neuzuzug aus den Provinzen, stöhnten darüber, wie schwer es war, in Luanda zu leben.

Mary und ich schlenderten langsam hinunter zum Anleger. »Ja, wir verspannen uns zu leicht. Entweder betäubt dich Luanda und nimmt dir die Kraft, dass du kaum mehr aufstehen kannst, oder das Gegenteil passiert, und du stehst völlig unter Strom. Du trinkst viel und, tja, es ist nicht unbedingt eine ... sagen wir, ‚meditative‘ Kultur. Tja.« Sie seufzte und blickte übers Wasser zu dem

wenig einladenden Land auf der anderen Seite hinüber und wunderte sich womöglich, wohin der Wind sie geweht hatte. »Es kann dir schon an die Nieren gehen.«

Je mehr Zeit ich damit verbrachte, durch die Straßen der Stadt zu wandern, desto stärker wuchs mein Gefühl, dass die Warnungen vor Verbrechen ernsthaft übertrieben waren. Wenigstens war es längst nicht so gefährlich, wie es mir mein Anti-Reiseführer Andrew hatte weismachen wollen. Ich gewöhnte mich daran, durch die untere, alte Stadt, die *Baixa cidade*, zu wandern, ohne ständig in Sorge zu sein, wer mich wohl gerade beobachtete.

Ich fand neue Verbindungen zwischen ansehnlichen Plätzen aus dem 19. Jahrhundert, spazierte frohgelaut an der Marginal, der Küstenstraße, entlang, wanderte hinauf in die obere Stadt, wo die Botschaften lagen, und begann die Gegend um den Maianga-Platz zu erkunden. Das Sonangol-Gebäude war von überall sichtbar. Es lässt sich nicht übersehen. Wo immer man sich befindet, in der verschlafenen Nebenstraße oder auf einer verstopften Überführung, sein Umriss begleitet einen, ein mächtiges Glas- und Stahlgebäude mit seinem charakteristischen Dach, das einer Ölplattform gleichen soll. Es ist das Kraftwerk Angolas und das wahre Zentrum Luandas (was immer sie über den Kinaxixi-Platz sagen).

Wenn es um Geld geht, spielt Sonangol in einer neuen, eigenen Liga. Die Kosten für das Gebäude von 131 Millionen Dollar sind nicht mehr als eine Bagatelle verglichen mit den 33,7 Milliarden, die Sonangol 2011 nach Angola hineingebracht hat. Die Gesellschaft ist für das finanzielle Wohlergehen des Landes so wichtig, dass sie de facto bis vor Kurzem noch das Finanzministerium darstellte. Sonangol ist das strahlende Symbol des modernen Angola und ein allgegenwärtiger Magnet für internationale Investitionen. Aber allein schon durch seine Größe erstickt das Unternehmen fast alle anderen Sektoren, bevor sie sich zu einer eigenständigen Größe entwickeln können. Viele Kritiker sehen in Sonangol mit

seinen vielzähligen Interessenskonflikten, seiner geheimnistuerischen Natur und seinen unbeschreiblichen Reichtümern eine Schlüsselinstitution, was die Korruption der Regierung angeht.

Das Öl ist fraglos von zentraler Bedeutung für das Land, für Regierung, Wirtschaft und das Selbstwertgefühl Angolas. Ich hatte genug darüber gelesen und wollte endlich persönlich mit jemandem aus dem Ölgeschäft sprechen. Leider war da aber kein Durchkommen. Ich hatte allen großen im Land tätigen Ölgesellschaften geschrieben – BP, ExxonMobil, Chevron, Statoil, Total – und um einen Termin gebeten, aber ohne Erfolg. Ich war nicht zurückgewiesen worden, und es hatte auch niemand versucht, mich von meiner Fährte abzubringen, nein, ich wurde einfach ignoriert. Da hatte keiner Lust oder Interesse, sich mit einem frei schaffenden Autor abzugeben. Vielleicht war ich aber auch einfach im Spam-Ordner gelandet. Einen Mann gab es jedoch, aus der gesamten Ölindustrie, der mir eine Art Bereitschaft signalisiert hatte, helfen zu wollen.

Ich ging zu einem Bürogebäude in Kinaxixi, der Türöffner summte, und ich fuhr hinauf in eines der oberen Stockwerke. Hendrik war ein schnauzbärtiger amerikanischer Ölmann mit dem roten Nacken des Nordlichts in einem heißen Land und freundlicheren Augen, als ich es erwartet hätte. Er hatte viele Jahre für Texaco gearbeitet und war, als ich ihn traf, Berater für eine große europäische Firma.

»Eigentlich bin ich Geologe und kein Ölmann«, korrigierte er mich, damit ich nicht zu schlecht von ihm dachte.

Hendrik wich vor allem deswegen von der gängigen Typologie der in der Ölindustrie Tätigen ab, weil er sich ins angolansiche Leben einfügte und daran zu beteiligen versuchte. So ging er zu Fuß ins Büro, weigerte sich, in einem bewachten, geschlossenen Wohnkomplex zu wohnen, und organisierte wöchentliche Treffen in der Stadt. Darüber hinaus veranstalteten er und seine Frau Touren ins Landesinnere, zu vergessenen portugiesischen Festungen und zerstörten Naturreservaten.

Hendrik saß vor einem großen Fenster, das den Blick auf

Hochhäuser aus den 1970ern mit abenteuerlichen Fenstermosaikern und den charakteristischen Schmutzstreifen unter den Klimaanlage freigab. Weit unten sah ich farbige Menschenpunkte, über den Horizont kroch Smog.

»Angola ist ein aufregender Ort, um nach Öl zu bohren«, erklärte Hendrik mit echter Überzeugung. »Man muss eigentlich nichts tun. Normalerweise bohrt man, setzt Rohre ein und pumpt das Rohöl an die Oberfläche. Hier ist das alles nicht nötig. Das Zeug fließt von selbst. Man braucht nur einen Tank, um es aufzufangen und auf die Exportmärkte zu bringen. Es ist alles sehr einfach, liegt an den tektonischen Absenkungen und dem Senkungsdruck in ...«

Er verfiel in seine Geologensprache und sah mir womöglich mein beginnendes Unverständnis an.

»Es ist organisches Material. Tierische und pflanzliche Überreste, die erhitzt und unter Druck gesetzt wurden. Daraus entsteht Öl. Nun, Nigeria ist das größte afrikanische Ölförderland, und es könnte noch weitaus mehr produzieren als heute. Ein Vielfaches mehr, aber es gibt politische Unsicherheiten, ein Menge Ärger im Delta. Mit so was haben wir hier nichts zu tun.«

Für Ölleute ist Angola ein glücklicher Ort. Keine Wirbelstürme, keine Tsunamis, und alles läuft über die MPLA, was die Dinge gut kalkulierbar macht.

Angolas Offshore-Ölfelder sind in fünfunddreißig Blocks unterteilt, die sich in drei verschiedenen Typen nach Westen ausbreiten. Der Großteil der Ölförderung erfolgt in den flachen Blöcken mit einer Tiefe bis zu fünfhundert Metern. Tiefwasserblöcke reichen bis in eine Tiefe von eintausendfünfhundert Metern. Die ersten Konzessionen für ultra-tiefe Bohrungen (bis zu zweitausendfünfhundert Meter) wurden 2011 erteilt, und da konzentrieren sich die großen Produzenten. Mit ausgeklügelter neuer Technologie geht man gegenwärtig auch noch tiefere Größen an, die man wohl ultra-ultra-tief nennen wird.

Israel zu Fuß erlebt

Der Weg durch die Negev-Wüste zehrt an den Kräften. Dort hat Stefan Tomik vor seiner Wanderung Wasserdepots angelegt. Aber die Sorge, dass sie geplündert werden, reist immer mit. Der Trail führt ihn über Klippen und Grate, durch Canyons und Krater. Er trifft auf einen Mitwanderer, der eine Pistole trägt, und ihn vor Beduinen warnt. Er hilft bei der Feldarbeit in einem Kibbuz, in dem alle dauernd schweigen. Er wohnt bei Hippies in einem Ashram, der mitten im Militärübungsplatz liegt, und bei Ingenieuren, die in der Wüste Solarzellen montieren und unbedingt deutsche Schimpfwörter lernen wollen. Eine Hitzewelle zwingt ihn zur Eile. Am Ende der Wüstenetappe kommt es dann tatsächlich zu einer Begegnung mit den Wasserdieben. Erst nördlich von Arad wird die Landschaft grüner und die Besiedelung dichter. Immer wieder nehmen Trail Angels Stefan Tomik bei sich auf. So erfährt er, warum ein Rabbi einen Kuhstall mit Videokameras überwacht, und warum in einem Kibbuz Schweine gezüchtet werden dürfen, obwohl das im Heiligen Land streng verboten ist. Er verbringt den Schabbat in einer religiösen Gemeinde. Zehn Wochen lang ist Stefan Tomik zu Fuß auf dem tausend Kilometer langen Israel National Trail unterwegs, von Eilat im Süden bis zum Kibbuz Dan kurz vor der libanesischen Grenze. Seine Reisereportage öffnet den Blick auf ein kaum bekanntes Israel jenseits der Schlagzeilen.



© F.A.Z.–Foto W. Eilmes

Stefan Tomik, 1974 geboren und in Halle (Westfalen) aufgewachsen, reist seit der Jugend mit dem Rucksack. Nach einer Ausbildung zum Fotografen in Hamburg und ersten Aufträgen als Fotoassistent und Reporter studierte er Politikwissenschaft in Berlin mit Stationen in Frankreich und Amerika. Seit 2004 ist er Politikredakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Israel besuchte er zum ersten Mal auf einer Journalistenreise. Fasziniert von der Vielfalt und Widersprüchlichkeit des Landes machte er sich während eines Sabbaticals auf, es in ganzer Länge zu durchwandern.

STEFAN TOMIK
**UNTER ENGELN
 UND WASSERDIEBEN**

*Tausend Kilometer auf dem
 Israel National Trail*



DUMONT



DUMONT

UNTER ENGELN UND WASSERDIEBEN
 VON STEFAN TOMIK

PAPERBACK, CA. 280 SEITEN

ISBN 978-3-7701-8271-8

PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90

ERSCHEINT MAI 2015

Wasser in die Wüste

Es war schon früher Morgen, und ich konnte immer noch nicht schlafen. Bis in die Nacht hatte ich meine Wanderung durch die Negev-Wüste geplant, Etappen vermessen und Versorgungspunkte auf der Karte markiert. Ich konnte an nichts anderes denken. An sechs Stellen wollte ich noch vor der Wanderung Wasserflaschen vergraben. Es war Frühjahr, es wurde immer heißer, und ich brauchte voraussichtlich sechs Liter Wasser am Tag – mindestens. Manchmal würde ich tagelang unterwegs sein, ohne Trinkwasser nachfüllen zu können. Aber mehr als acht Liter konnte ich unmöglich auf einmal schleppen. Ich hatte ja auch noch das Essen und die Zeltausrüstung zu tragen, und das bei Temperaturen von weit mehr als dreißig, manchmal an die vierzig Grad. So war ich dem Rat israelischer Bekannter gefolgt und wollte überall dort Wasserdepots anlegen, wo mein Weg eine Straße

kreuzte. Diese Stellen konnte ich vorher mit einem Mietwagen anfahren. Aber was würde ich tun, wenn meine Depots entdeckt und die Wasserflaschen gestohlen würden? Von solchen Fällen hatte ich gehört. Und war ich den Bedingungen im Negev überhaupt gewachsen?

Es würde nicht mein erster Aufenthalt in der Wüste werden. 1998 war ich im Wadi Rum in Jordanien gewesen. In Aqaba hatten mein Bruder und ich einen Führer aufgegebelt. Abdullah fuhr uns in seinem klapprigen, verbeulten Landrover. Der Wagen grub sich ächzend durch den tiefen Pulversand. Immer wieder kreuzten Beduinen unseren Weg. Sie saßen zu viert in modernen Landcruisern und interessierten sich sehr für uns. Bei jeder Begegnung hielten sie an, ließen die Fensterscheibe herunter und sprachen mit Abdullah. Sie wollten ihn überreden, die Nacht mit uns in einem ihrer Camps zu verbringen. Wahrscheinlich witterten sie ein gutes Geschäft mit den zwei Deutschen. Aber wir wollten draußen campieren, weit weg vom Rest der Welt. Abdullah war auf die Beduinen nicht besonders gut zu sprechen. Warum das so war, konnte ich damals nicht herausfinden, ich sprach kein Arabisch und er nicht genug Englisch. Oder er wollte es nicht erzählen. Jedenfalls hatte Abdullah immer einen Revolver im Wagen liegen, eingewickelt in ein dreckiges Tuch. Der Revolver hatte ordentlich Wumm. Wenn man ihn abfeuerte, machte er einen Höllenkrach.

Später war ich noch zwei Mal im Death Valley in Kalifornien. Es liegt fast hundert Meter unter dem Meeresspiegel. Weil mächtige Gebirge das Tal zur Westküste vom Regen abschirmen, ist es einer der trockensten Orte der Vereinigten Staaten. Ich hatte damals einen Geländewagen gemietet und erkundete allein die steinigen Pisten im nordwestlichen Teil des Nationalparks, in den sich Touristen selten verirren. Nachts schlug ich mein Zelt an einsamen Plätzen auf. Im Nachhinein muss ich sagen: Ich hatte verdammtes Glück. Zwar war der Wagen höhergelegt und verfügte auch über Allradantrieb. Aber die Autoreifen waren für die schar-

fen Steinkanten, über die sie rollten, eigentlich nicht gemacht. Nur durch Zufall bin ich nicht mit einer Reifenpanne liegen geblieben.

Das alles war womöglich nur ein Vorgeschmack gewesen, eine Anzahlung auf die Wüste. Jetzt wollte ich wochenlang durch den Negev wandern, ohne Geländewagen, ohne Klimaanlage, aber mit bis zu zwanzig Kilo Gepäck auf dem Rücken. Was würde mich erwarten? Sollte ich diese Tour wirklich allein unternehmen?

Am nächsten Morgen holte ich meinen Mietwagen ab, es war ein weißer Fiat Panda. Ich fuhr von Tel Aviv in Richtung Süden. Israel stellte sich mir als Hightech-Land vor. Der Wagen ließ sich nur mit einem fünfstelligen Code starten, den die Autovermietung mir per SMS auf mein Handy schickte. Im Mietvertrag musste ich mich damit einverstanden erklären, dass der Wagen jederzeit mittels eines GPS-Senders geortet werden durfte. Die Autobahnmaut wurde automatisch abgerechnet. Es gab keine Vignette, keine Kassenhäuschen und keine Warteschlangen. Nur ein Schild kündigte an, dass der folgende Abschnitt auf der Autobahn 6 mautpflichtig war. Kameras lasen die Kennzeichen der vorbeifahrenden Autos, und so wusste wohl irgendein Computer in irgendeiner Leitstelle, wer wann welchen Abschnitt befahren hatte. Die Rechnung erreichte mich einige Zeit später in einer E-Mail der Autovermietung.

Mit jedem weiteren Kilometer in Richtung Süden wurde die Landschaft brauner, sandiger, trockener. Am Straßenrand sah ich Schafherden, ihre Schäfer waren in dunkle Kutten gehüllt. Kurz vor Arad, der letzten Stadt vor der Wüste, lief ein Kamel über die Fahrbahn, die Vorderläufe zusammengebunden. Alle Autos mussten anhalten.

Am Stadtrand fand ich eine Shoppingmall. Ein Wachmann stand am Eingang und schaute in jede Tasche und jeden Rucksack, den man hineinrug. Ich ging in den Supermarkt in der Mall und füllte einen Einkaufswagen bis zum Rand mit Wasserflaschen.

Dann fragte ich mich zu einem Gartenmarkt durch und kaufte die stabilste Schaufel, die ich finden konnte. Meinem Plan stand jetzt nichts mehr im Weg.

Als ich kurz hinter Arad auf die 258 nach Süden bog, öffnete sich die Landschaft und gab den Blick über viele Kilometer frei. Vor mir breitete sich die Negev-Wüste aus: bis zum Horizont Sand und Steine. Und nirgends Schatten. Bei Be'er Ef'eh bog ich von der asphaltierten Straße links ab und hielt am Anfang einer Piste. Ich hatte hier ein kleines Dorf vermutet oder zumindest ein paar Häuser, aber stattdessen sah ich nur Strommasten und ein paar Büsche. Be'er Ef'eh war eine Straßenkreuzung im Nirgendwo. Hier würde ich später auf der Wanderung übernachten. So sah es jedenfalls mein Plan vor. Und hier wollte ich das erste Wasserdepot anlegen.

Noch bevor ich die Schaufel in den Boden rammen konnte, sah ich zwei Wanderer über eine Düne steigen. Die beiden schleppten schwere Rucksäcke, so wie ich es bald auch tun würde. Sie kamen auf mich zu. Es waren zwei junge Israelis, die sich als Tal und Assaf vorstellten. Sie waren im Süden aufgebrochen, in Eilat, und hatten die Passage durch die Negev-Wüste fast hinter sich. Auch Tal und Assaf folgten dem Israel National Trail. Er würde sie in den kommenden Wochen noch an Jerusalem vorbeiführen, durch Tel Aviv und am Mittelmeer entlang nach Norden, später durch das Karmel-Gebirge und am See Genezareth vorbei bis zum Kibbuz Dan kurz vor der Grenze von Syrien und dem Libanon.

Sand und Staub hingen in Assafs Kleidung, die schweißnassen Haare klebten ihm an der Stirn. Sein Blick war müde, ausgelaugt. Ich solle aufpassen, sagte er, die Beduinen klauten das Wasser. Auch sie hatten Depots angelegt, und die Hälfte davon sei leer gewesen. Hier in Be'er Ef'eh hätten sie von drei Flaschen nur noch eine gefunden, sagte Assaf. Die Nachtlager würden regelmäßig abgesucht.

Ich schenkte den beiden eine Zwei-Liter-Flasche Wasser, noch hatte ich ja genug davon, und ließ sie weiterziehen. Von Beduinen

war weit und breit nichts zu sehen, und ich wunderte mich: Warum sollte jemand Wasser stehlen, das im Supermarkt nur einen Schekel je Liter kostete? Das waren kaum mehr als 20 Cent. Dafür lohnte sich doch die ganze Suche nicht. Hatten Tal und Assaf sich vielleicht geirrt? Hatten sie ihre Wasserflaschen so gut versteckt, dass sie die eigenen Depots nicht mehr wiederfanden?

Ich suchte einen Platz etwas abseits der Straßenkreuzung, von dem ich glaubte, dass er vor neugierigen Blicken geschützt war. Dort hob ich ein Loch aus, legte drei Wasserflaschen hinein und schüttete es zu. Ich trat ein paar Schritte zurück und betrachtete mein Werk. Jeder Idiot sah meine Fußabdrücke und die Spuren der Schaufelei. Dieses Depot war gewiss nicht sicher, und mit Regen, der die Spuren tilgen würde, war nicht zu rechnen. Ich hob ein paar Schaufeln feinen Sand hoch und ließ ihn herunterrieseln, um meine Spuren zu verwischen. Es half nicht viel. Also probierte ich, den Boden mit den Händen glattzuwischen. Aber was ich auch tat, die Spuren ließen sich nicht beseitigen. Eher wurde alles noch schlimmer.

Um sicherzugehen, dass ich die Stelle auch in vier Wochen noch wiederfinden würde, machte ich ein Foto, notierte eine Beschreibung des Ortes in meinem Notizbuch und nahm auch noch die GPS-Koordinaten auf. Die schiere Sorge trieb mich zu äußerster Sorgfalt. Es wäre zu blöd, wenn ich später hier herumirrte, durstig und erschöpft, nur wenige Meter von meinem Depot entfernt und doch nicht in der Lage, den Schatz zu heben.

Dann stieg ich wieder ins Auto und fuhr weiter nach Süden. Die Straße war hervorragend asphaltiert, aber leer. Nur ab und zu sah ich einen Lkw, der von einer Mineralienmine kam. Israel war nicht besonders reich an Bodenschätzen, aber in diesem Teil des Negev gab es Phosphate. An der Böschung lagen zerfetzte Reifen. Ich schaltete die Klimaanlage eine Stufe höher und drückte das Gaspedal durch. Mit hundertzehn glitt ich durch die Wüste.

Das zweite Wasserdepot legte ich bei Me zad Tamar in einem

alten Lkw-Reifen an, der neben einer Schotterpiste im Sand steckte. Auf dem Weg hierher war mir eine neue Idee gekommen: Wenn ich meine Spuren schon nicht verwischen konnte, wollte ich wenigstens ein paar falsche Fährten legen. Also buddelte ich ein bisschen in der Umgebung meines Verstecks herum, warf hier und da ein kleines Häufchen Sand auf. Die Wasserdiebe, wer auch immer sie waren, sollten es zumindest nicht leicht haben. Vielleicht würden sie ja durch einen ersten Misserfolg abgeschreckt und gäben ihre Suche auf.

Das Thermometer zeigte 34 Grad. Die Landstraße 206 führte durch ein Militärgelände. Fotografieren verboten, stand auf einem Schild. Es war so groß, dass man es vermutlich noch aus dem Welt- raum lesen konnte. Ein Schild reihte sich ans nächste: Nicht die Straße verlassen! Nicht anhalten! Achtung, Schießübungen!

Für das dritte Depot fuhr ich auf einer schmalen Stichstraße bis an den Rand des Hamakhtesh Hakatan, des Kleinen Kraters. Es war ein schöner, gleichmäßig geformter Trichter, angeblich fünf mal sieben Kilometer groß. Aber das konnte man bloßen Auges kaum ermessen. Ich wählte eine Stelle zwischen zwei auffälligen Büschen und hieb mit der Schaufel in den Boden. Schon die kurze Buddelei trieb mir den Schweiß auf die Stirn, mein Hemd klebte am Körper. Als ich die Flaschen vergraben und mich wieder in den klimatisierten Innenraum des Wagens gerettet hatte, kam mir eine Schulklasse entgegen, die einen Ausflug machte. Drei junge Witzbolde flehten mich durch das Fahrerfenster an: »Nimm uns mit! Bring uns raus aus dieser Hitze! Bitte!«

Ich fuhr auf der Stichstraße zurück und noch weiter nach Süden. Bei Sde Boker gabelte ich eine Anhalterin auf, ihr Name war Lea. Ich schätzte sie auf Ende vierzig. Lea war in Süddeutschland aufgewachsen und schon in jungen Jahren nach Israel gekommen. An ihre alte Heimat erinnerte sie sich nicht gern. Sie zog es sogar vor, mit mir Englisch zu sprechen, obwohl sie Deutsch keineswegs verlernt hatte.

Lea klagte bitterlich über die ihrer Meinung nach blinden europäischen Zeitungen und Sender. »Gaza, Gaza, Gaza – ich kann es nicht mehr hören«, sagte sie. »Und wer denkt an Israel, wenn sie uns mal wieder mit Raketen beschießen? Unsere Kinder sind schon schwer traumatisiert. Aber die Europäer machen trotzdem immer nur Israel verantwortlich.«

Leas Rundumschlag gegen die Medien fand ich überzeugend. Das lag vielleicht daran, dass ich selbst Journalist bin und weiß, wie schnell man sich den Vorwurf einfängt, einseitig zu berichten. Oft wird dieser Vorwurf dann sowohl von der einen als auch von der anderen Seite erhoben. Aber ich hörte Lea aufmerksam zu. Ich wollte erfahren, was die Israelis denken. Nicht die Politiker, sondern einfache Menschen. Ich war nicht gekommen, um über Krieg und Frieden zu dozieren. Denn was wusste ich schon vom Leben mit dem Krieg?

»Unsere Soldaten sind die besten der Welt«, sagte Lea. »Sie kämpfen mit den Herzen, nicht mit dem Gewehr. Sie bringen sich in Lebensgefahr, weil ihr Kommandant zivile Opfer vermeiden will. Die Palästinenser dagegen beschießen unsere Städte wahllos.«

»Zum Glück gibt es den Iron Dome«, sagte ich. Iron Dome – Eisenkuppel – heißt das mobile israelische Raketenabwehrsystem.

»Glück?«, empörte sich Lea. »Das ist doch kein Glück! Den Iron Dome haben wir erfunden, und das auch erst vor wenigen Jahren. Ohne den Iron Dome könnte Israel heute überhaupt nicht mehr existieren.«

Irgendwann unterbrach Lea sich selbst und hielt inne. Dann fragte sie: »Bist du aus religiösen Gründen nach Israel gekommen?«

Ich verneinte und berichtete von zwei israelischen Bekannten, die mir vom National Trail erzählt hatten.

Lea ließ nicht locker: »Und deine Freunde, sind das etwa missi-

onarische Christen?»

Wieder verneinte ich.

»Jeder kommt aus einem Grund nach Israel«, sagte Lea schließlich. »Manche entdecken die Religion erst, wenn sie hier sind. Du wärst nicht der Erste, der nur zu Besuch kommt und dann für immer bleibt.«

In Mizpe Ramon setzte ich Lea ab. Danach schlängelte sich die Straße in den Ramon-Krater hinab. Manche Kurven waren so eng, dass ich in den ersten Gang zurückschalten musste. Knapp 60 Kilometer später, im Nahal Zihor, dem Tal eines ausgetrockneten Flusses, bremste ich den Wagen und rollte rechts ran. Hier fand ich einen Betonblock, auf dem stand: »Achtung, Gefechtszone! Betreten verboten!« Direkt daneben stach ich meine Schaufel in den Boden – und stieß auf Wasserflaschen. Anscheinend hatten andere Wanderer sie hier vergraben. Na gut, dachte ich, so originell war meine Standortwahl also nicht. Ich schüttete das Loch wieder zu und hob etwas weiter ein neues aus. Am Ende des Tages hatte ich 38 Liter Wasser im Wüstensand versenkt. Eilat erreichte ich in der Dunkelheit.

Israel verjüngt sich nach Süden wie ein Trichter. An dessen Spitze liegt, eingeklemt zwischen Ägypten und Jordanien, Eilat. Es ist der einzige Zugang zum Roten Meer. Eilat ist keine schöne Stadt und gibt sich auch keine sonderliche Mühe, das zu verbergen. Die Landebahn des kleinen Flughafens liegt in der Ortsmitte, und ankommende Maschinen donnern im Tiefflug über den Parkplatz vor dem Einkaufszentrum. Die Landebahn teilt Eilat in zwei Hälften: Westlich liegt der eigentliche Ort, östlich die Touristenmeile mit zahlreichen Hotels und Strandbars. In Eilat gibt es ein paar Korallenriffe, ein gutes Dutzend Tauchschulen und ein Unterwasserobservatorium. Die Sonne scheint an 360 Tagen im Jahr, es regnet praktisch nie. Klar, dass Eilat zu Israels Partystadt wurde. Einmal sagte mir ein Israeli, nach Eilat zu fahren sei wie Urlaub im Ausland zu machen.

Als Israel 1982 den letzten Teil der besetzten Sinai-Halbinsel an Ägypten zurückgab, brach der Tourismus in Eilat erst einmal ein. Die Grenze war wieder bis kurz vor die Stadt herangerückt. Eilat galt vielen als potenziell unsicher. Aber diese Sorge war übertrieben. Die Geschichte sollte zeigen, dass es an der ägyptischen Grenze über die Jahre viel ruhiger war als etwa an der libanesischen oder der zum Gazastreifen. Um Touristen anzulocken und die Wirtschaft anzukurbeln, wurde Eilat 1985 zur Freihandelszone erklärt. Das brachte Steuervorteile mit sich. Wer hinein oder hinaus will, muss heute einen Checkpoint durchfahren, an dem Soldaten die Fahrzeuge kontrollieren. Mich winkten sie einfach durch.

Im Shelter-Hostel hatten sich schon andere Wanderer eingefunden. Eine Fünfergruppe und ein Zweierteam wollten, wie ich, am nächsten Morgen ihre Tour auf dem Israel National Trail beginnen. Alle Wanderer waren junge Israelis Anfang, Mitte zwanzig. Dar und Nirit, ein Pärchen aus der Fünfergruppe, beratschlagten mit besorgten Gesichtern, wie sie ihre Rucksäcke erleichtern konnten. Seiner wog 23, ihrer immerhin 18 Kilogramm. Die zierliche Nirit, selbst gerade einmal 45 Kilogramm schwer, lief mit mehr als einem Drittel ihres Körpergewichts auf dem Rücken im Hof des Shelter-Hostels auf und ab und verzog das Gesicht. Die beiden packten Shampooflaschen, Kekse und einige andere Snacks aus. Eine große Plastiktüte davon blieb zurück. Es waren vielleicht zwei Kilo. Viel brachte es nicht.

Das Hostel war an diesem Tag überbucht, und so musste ich mit einigen Wanderern draußen schlafen. Das machte allerdings nichts, denn drinnen war es eng und stickig und draußen stand uns eine milde Nacht bei 18 Grad bevor. Matratzen fanden wir in einer Holzhütte und Schlafsäcke hatten wir ohnehin dabei.

Noch vor Sonnenaufgang wurde ich durch die anderen Wanderer geweckt. Es herrschte Aufbruchstimmung, niemand wollte in der Hitze des späten Vormittags starten. Ich musste allerdings noch den Mietwagen zurückgeben und deshalb warten, bis das

Büro geöffnet wurde. Anschließend genoss ich in einem Café um die Ecke noch einen guten Cappuccino – wie der Fixer den letzten Schuss vor dem Entzug. Als ich schließlich ein Taxi heranwinkte und es in Richtung ägyptische Grenze dirigierte, war es schon fast neun Uhr. Zehn Minuten später stand ich am südlichen Ende des Israel National Trail. Kein Schild und keine Tafel kündeten von den Taten, die hier begonnen oder vollendet wurden. Die Sonne saß mir im Nacken, es waren jetzt schon 24 Grad.

Unter Glücksrittern

Es gibt viele Arten von Glück in Las Vegas: Glück im Spiel, Glück in der Liebe oder Glück im Big Business. Aber es gibt hier auch viele Verlierer, die bei all diesem Glück nicht mithalten können. »Stadt im Rausch« ist ein Buch über die Glücksritter von Las Vegas, über ihre Träume, und das, was daraus wurde. Christoph Wöhrle trifft Pokerspieler, Stripperinnen, Boxer, Unternehmer, Magier und Obdachlose, die alle ihre Fortune in Sin City gesucht und herausgefordert haben. Und natürlich probiert er sich auch selbst am Spieltisch, er lässt sich nach einer durchzechten Nacht den Kater von einem Arzt wegdoxtern, er versucht erfolglos, einen Hamburger mit acht Lagen Fleisch zu essen, und er sucht nach den Gegensätzen der Glitzermetropole, pendelt zwischen denen, die es nach ganz oben geschafft haben, und denen, die es nach ganz unten zog. Die Stadt ist für ihn eine Amour Fou geworden, in deren Arme es ihn immer wieder treibt. En passant bereist er die Gegend rund um die Neonmetropole in der Wüste, er nimmt die Leser mit in ein Indianerreservat oder zum wunderschönen Lake Mead.

»Stadt im Rausch« ist ein Buch für Las Vegas-Fans und für Las Vegas-Hasser, für USA-Reisende und für Liebhaber guter Geschichten.



Christoph Wöhrle, Jahrgang 1979, ist im Schwarzwald aufgewachsen. Zum Studium ging er nach Berlin, wo er auch die Berliner Journalisten-Schule besuchte. Seit 2001 ist er als freier Journalist vor allem für Magazine tätig, unter anderem schrieb er Reportagen und Porträts für »Stern«, »Spiegel«, »Focus«, »National Geographic«, »Mare«, »Playboy«, »Brigitte« und »Reportagen«. 2007 wurde er für seinen Beitrag »Dr. Fastfood und Mister Dschibad« mit dem renommierten Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Wöhrle lebt mit Frau und Sohn in Hamburg und Berlin..

CHRISTOPH WÖHRLE STADT IM RAUSCH

*Meine Suche nach dem Glück
in Las Vegas*



DUMONT



DUMONT

STADT IM RAUSCH
VON CHRISTOPH WÖHRLE
PAPERBACK, CA. 280 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8273-2
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90
ERSCHEINT MAI 2015

Kapitel

8

Mein Kater im Himmel

Vielleicht haben das unzählige Autoren schon über Taxifahrer in anderen Städten geschrieben, aber ich bleibe dabei: Die in Vegas sind die schlechtesten. Mehr als tausendeinhundert Fahrer sind dort mit ihren Taxis zugelassen; sie fahren grundsätzlich Schleifen über die Highways der Stadt, auch wenn das Ziel irgendwo um die Ecke ist, und verdoppeln bis verdreifachen damit den Fahrpreis locker, als sei nichts weiter dabei. Fühlen sie sich vom Fahrgast ertappt, murmeln sie etwas von »Stau im Zentrum« in ihren Bart oder Hemdkragen und beschweren sich am Ende der Fahrt dann noch, dass man ihnen zu wenig Trinkgeld gegeben habe.

Las Vegas bereisen heißt leider auch, hier und da betrogen zu werden. Unsere Nachsicht gegenüber den Betrügern kann uns Glücksritter beruhigen: Reg dich nicht auf, das Geld holst du dir

heute Abend beim Roulette wieder!, könnte man denken. Ich bin leider nicht nachsichtig, ich rege mich über alle Maßen auf. Am Spieltisch kann ich viel Geld verlieren, siehe Kapitel 3, und es mit Fassung tragen. Eigentlich ist das sonderbar, denn der Gewinn des Casinos im Glücksspiel ist so etwas wie ein institutionalisierter Betrug. Jeder kennt die Regeln und alle wissen, dass man gegen die Bank keine Chance hat. Aber da ist die Hoffnung auf die Ausnahme. Manchmal lassen wir uns also gerne übers Ohr hauen. Manchmal macht es uns aggressiv. In Taxis ist bei mir regelmäßig Letzteres der Fall.

Auch heute habe ich einen Schlawiner erwischt. Er hat mich nach Downtown gefahren, als ich fragte, ob er mir zeigen könne, wo hier die Einheimischen abends ausgehen. Ich wollte mal einen Abend raus aus der Touristenfalle am Strip, wo alles glitzert, aber wenig wirklich zu leuchten vermag. Ich bin auf der Flucht. Nur vorübergehend. Es gibt nur wenige Menschen, die in Vegas keinen Koller kriegen, wenn sie länger bleiben. So ist das bei einer *Amour Fou*. Manchmal hat man sie über, aber man kehrt immer wieder in ihre Arme zurück.

Statt direkt über den Las Vegas Boulevard zu fahren, zog auch dieser Fahrer den Highway vor. Ich will mich nicht ärgern, denn heute will ich etwas erleben, zahle brav meine zehn Prozent Tip obendrauf und steige aus. Das Trinkgeld ist ein Bier für ihn, für mich aber die Gewissheit, dass auch ich, wenn ich will, nachsichtig sein kann.

Die Bar, vor der mich der Fahrer aussteigen ließ, ist dunkel. Es kommt mir vor, als stünde ich vor einem U-Bahn-Schacht, dessen Notbeleuchtung schummrig in den Raum funzelt. Ich blinzle und nehme ein paar Konturen in der Schwärze wahr. Am liebsten würde ich meine Hände nehmen und tasten, aber das kann abends beim Feiern schlecht ausgehen – will ich mich hier doch nicht als Grabscher gebärden, sondern einfach unbeschadet den Weg zum Tresen finden.

Dunkelheit ist eigentlich etwas, was es in Vegas nicht gibt. Überall bunte Lichter, Tag und Nacht – hier wurden vierundzwanzigtausend Kilometer an Neonröhren verbaut, so steht es in einer Reisebroschüre. Mit Strom gehen sie hier ebenso verschwenderisch um wie mit Geld, Benzin und Frauenkörpern. Die vielen, vielen benötigten Megawattstunden, rund eine Milliarde im Jahr, kommen vom nahe gelegenen Hoover Dam, wo sie von dicken Turbinen produziert werden. Wer auch nur ein bisschen ökologisch denkt, dem ist eine solche Bar also gleich sympathisch.

Downtown und der Strip – das sind eigentlich zwei verschiedene Städte. Ich bin hier ohne jeden Zweifel in einem anderen Las Vegas gelandet, was ich erst einmal gut finde, weil meine Neugier die Sichtverhältnisse gerade aussticht.

Es ist mein erster Ausflug zur Fremont Street in Downtown, dem alten Zentrum der Zockerstadt. Hier wurde der Mythos der Stadt der Sünde begründet, hier entstanden die ersten Casinos, trafen sich Millionäre mit Mafia-Paten in den ersten Poker-Runden der Stadt. Es war damals noch ruhiger; das »Schneller, höher, weiter« war noch nicht die Prämisse. Dieses »antike« Vegas hätte ich gerne gesehen, aber dafür bin ich zu jung, leider.

Der dunkle Laden mit dem Funzellicht heißt übrigens »Griffin Bar«, nicht gerade ein Geheimtipp, doch allemal aufregend. Eben keine Lichtorgeln, die blinken wie die Decke einer Großraumdisco. Keine einarmigen Banditen, die ihre Liedchen trällern als Lockrufe für die Spieler. Hier gibt es nur einen Haufen junger Leute, die etwas trinken wollen. Diese Bar könnte genauso in New York oder Berlin Drinks ausschenken und keiner fände etwas außergewöhnlich an ihr. Aber hier in Vegas ist sie besonders, weil sie so normal ist.

Warum ich hier bin? Heute geht es ums Trinken! Und um seine Folgen. Ich saufe heute fast im Dienste der Wissenschaft, na, zumindest will ich etwas herausfinden, einen Selbstversuch wagen. Wie wird man einen richtigen Kater los, wenn man nach ei-

ner durchzechten Nacht aufwacht? Denn Vegas bietet auch dafür eine Komplett-Paket-Lösung an, aber dazu später.

Zum Einstieg habe ich mir eine amerikanische Pizza einverleibt, fetttriefend mit vielen leicht scharfen Salamirädchen drauf – schließlich muss eine Grundlage her für alles, was da heute noch in den Magen geleert wird. Nach der kleinen Fresseinlage habe ich mich in ein Irish Pub gesetzt und ein echtes Guinness vom Fass getrunken. Die Amerikaner mögen den besten Bourbon ausschicken, aber beim Bier bin ich ganz Europäer. Und bleibe es: Das feinerbe irische Gesöff kitzelt in der Gurgel und ich bin ein wenig aufgeregt. So zielgerichtet habe ich mich noch nie betrunken.

Dann ins Taxi. Die Frauen in der Griffin Bar sind zwar geschminkt, aber sie kleiden sich urbaner als die Damen, die gerade noch am Strip in hohen Hacken an mir vorbeidefilieren. In Downtown sehe ich Motiv-T-Shirts und kurze Röcke, hier und da eine Röhrenjeans. Die beiden Pole – kleines Schwarzes versus Ballermann-Outfit mit Bermuda und weißen Socken –, zwischen denen sich alles am Strip modisch abspielt, findet man hier kaum. Sicher sind hier auch ein paar Touristen unterwegs, aber die Mehrzahl der Leute sind Locals, das sieht man gleich. Vierzigmillionen Besucher kommen jährlich nach Vegas bei gerade mal sechshunderttausend Einwohnern. Heute sind die Kräfteverhältnisse umgekehrt.

Das Publikum sieht studentisch bis bohemehaft aus. Ich bestelle mir eine »Jäger-Bomb« – angeblich das derzeitige Hip-Getränk in Vegas. Man bekommt ein Schnapsglas mit Jägermeister, das man samt Inhalt in ein Glas mit Energy-Drink fallen lässt, um das Ganze dann in einem Zug hinunterzustürzen.

Irgendwie ist mein Eindruck, dass das junge Volk um mich den Alkohol besser verträgt. Die Studenten leeren ihre Gläser wirklich in einem Zug, egal was sie trinken, bestellen neu und bewahren, im Gegensatz zu mir, spielend Haltung. Ein bisschen wanke ich schon, als ich zur Toilette gehe. In Vegas gewinnt auf lange

Sicht nur, wer trinkfest ist; das gilt ausnahmsweise einmal für Touristen und Einheimische gleichermaßen.

Ich arbeite also weiter an meinem Suff. Es gibt kein Zurück. Diesmal allerdings, wie gesagt, ganz im Dienste der Wissenschaft. Es gibt in Las Vegas einen Arzt mit einer smarten Geschäftsidee. Dr. Jason Burke hat eine Verheißung an seine Kunden, er verspricht: »Ich vertreibe jeden alkoholbedingten Kater in weniger als fünfundvierzig Minuten!«

Hangover Heaven heißt das Unternehmen, das der Vierundvierzigjährige vor vier Jahren gegründet hat. Unterwegs zu seinen Patienten ist Burke mit einem zur mobilen Krankenstation umgebauten Reisebus der alten Greyhound-Flotte. Den Bus kann man schon im Voraus buchen – »zuerst trinken, dann sich tags darauf kurieren lassen«, sagt Dr. Burke. Ob das Ganze funktioniert, will ich herausfinden: ein Exzess, bei dem ich meinen Körper ramponiere und dennoch von ihm keinen Denkkzettel bekomme. Das Wort Verheißung passt hier wirklich, wenn man ein Nachtschwärmer ist, finde ich.

Die Zecherei geht weiter. Nach der Hipster-Erfahrung in Downtown will ich es wieder wie die Touris machen – schließlich bin ich einer, das will ich nicht verschatten. Ich fahre mit dem Bus – das ist meine späte Rache an den Taxifahrern – in Richtung des Hotels Mandalay Bay am südlichen Strip, vorbei am Lava speienden Vulkan vor dem Mirage, an den römischen Statuen des Caesar's Palace, dem wohl bekanntesten Hotel der ganzen Stadt, und der Achterbahn, die sich wie eine Mamba um das New York New York windet.

In Las Vegas stehen über hundertdreißigtausend Hotelbetten, und in der Hauptsaison sind sie im Schnitt zu über neunzig Prozent ausgelastet. Aber wie einige Kapitel in diesem Buch zeigen, gibt es das doch: ein normales Leben jenseits von Party und Spiel. Und die Einheit aus den beiden Seiten der Stadt macht sie so aufregend. Es ist ein Pendeln zwischen zwei Sonnensystemen.

Im Casino des Mandalay Bay setze ich mich vor einen Spielautomaten. Acht bis zehn Milliarden Dollar machen die Casinos jährlich mit dem Glücksspiel. Wer spielt – egal ob mit zehn Dollar oder nur einem Cent Einsatz –, trinkt umsonst in Vegas. »Was willst du trinken?« Die Kellnerin bringt mir Wodka-Vanilla mit Orangensaft – die Mischung war meine Idee. Beim Bestellen schaute sie mich fast mitleidig an. Armer Junge, musst dich besaufen und willst dabei noch außergewöhnlich rüberkommen, denkt sie sicher – wie recht sie hat. Aber ich will etwas Hochpreisiges vom Casino abzocken. Wenn es schon etwas umsonst gibt, bestelle ich bestimmt kein Selters.

Nach dem vierten Glas habe ich einen Tunnelblick, wanke auf meinem Stuhl hin und her, lalle und grunze beim Versuch einer Konversation mit den Spielern, die rechts und links von mir spielen. »Woher kommst du?« »Deutschland.« »Ah, Deutschland?« »Was macht Angela Merkel?« »Ich weiß es nicht genau.« »Hast du gewonnen?«

Natürlich habe ich beim Daddeln mehr verloren als gewonnen und bezahle auf die Art doch noch meine Drinks. Meine Oma hat immer gesagt: Umsonst ist im Leben nur der Tod – und der kostet das Leben. Im Taxi nach Hause kriege ich gerade noch den Namen meines Hotels über die Lippen: »Imperial Palace«, sage ich schließlich, es fühlt sich an wie ein Zungenbrecher. Ich bin zu betrunken, um noch Scham dafür zu empfinden, dass ich in der lieblichsten Absteige der ganzen Stadt untergebracht bin.

Da ich mir nicht sicher bin, ob mein derzeitiger Vollrausch auch wirklich einen extremen Hangover zur Folge haben wird – bisher habe ich die Folgen des Trinkens noch nie bewusst heraufbeschworen, sondern mich eher über sie gewundert –, kaufe ich an der Bar im Hotel noch Strawberry-Margarita, abgefüllt in eine Riesenflasche aus rotem Plastik, wie man sie in Vegas zuhauf in den Händen von Touristen sieht. Viele nehmen das Trinkgefäß als Souvenir mit nach Hause. Es ist vier Uhr nachts.

Zuerst ziehe ich unkoordiniert am Strohalm, dann trinke ich in großen Zügen. Das Ding muss runter, ich brauche einen Kater. Auf dem Balkon im Zimmer mache ich die Pulle leer. Ich könnte mich jetzt schon übergeben – das merke ich, als ich am Geländer stehe und hin und her schwanke, als sei dies die Reling eines Kreuzfahrtschiffs auf dem Atlantik.

Morgens um acht Uhr stehe ich auf. Wie ich ins Bett gekommen bin, weiß ich selbst nicht mehr. Dass ich mich elend fühle, ist fast untertrieben. Ich kriege kaum die blutunterlaufenen Augen auf, der Magen ist flau und mein Kopf pocht, als schläge ein Trommler von Stomp darauf herum. »Die Hypophyse spielt das Lied vom Tod«, heißt es in dem wohl einzigen ernsthaften Lied der Ersten Allgemeinen Verunsicherung (EAV). Deren Musik habe ich als Kind immer gehört und mich gefragt, was eine Hypophyse sein mag.

Mir ging es noch nie so schlecht – den Gedanken habe ich bei jedem Kater, natürlich, dennoch ist es diesmal besonders schlimm, für den Moment bin ich bedient. Aber ich muss das jetzt durchziehen, mein Termin bei Dr. Burke ist um halb neun. Beinahe verlasse ich das Hotelzimmer mit einem falsch herum angezogenen T-Shirt. Ich bin im wahrsten Wortsinne schief gewickelt – heruntergekommen wie ein Teenager bei seinen ersten Versuchen mit der Droge Alkohol.

Dr. Burkes Händedruck ist fest, beim Lächeln zeigt er zwei gebleachte Zahnreihen, seine langen Haare trägt er zum Pferdeschwanz gebunden. Dieser Mann versucht, perfekt zu sein, das merke ich, obwohl ich gerade meine Sinne nicht beisammen habe. »Du siehst nicht gut aus«, sagt er und scheint dabei zu feixen. »Ja, Sie haben recht.« »Keine Sorge, dafür sind wir hier da. Es wird keine leichte Mission, aber eine erfolgreiche!« »Da bin ich gespannt, Doc.« Ob ich meine Gesundheit diesem Mann anvertrauen soll? Sein Büro hat kein Fenster, statt in Regalen stehen die Aktenber-

ge und ein Laserdrucker auf dem Boden herum, die Klimaanlage surrt wie ein Maikäfer.

Ich bin eigentlich überzeugt von meinem Gespür, was Menschen angeht, und dieser Mann ist ein Zocker, dem es nicht um Menschen geht, sondern um Dollars, das merke ich. Aber zurück ins Hotel? Nein, ich will es diesmal wissen. Vielleicht ist Burke ausgebufft, aber ein Scharlatan muss er deshalb nicht sein. Bleib fair, denke ich, bewerte das Produkt und nicht den Menschen.

Die Geschäftsidee kam Burke, als er selbst regelmäßig unter einem Kater litt. »Ich habe eine Zeit lang Rotwein-Dinner bei mir zu Hause gegeben, und am nächsten Tag ging es immer allen furchtbar.« Burke lacht. Ich stelle mir vor, wie er mit vollbusigen Frauen, nackt wie der Chirurg sie schuf, edle kalifornische Tropfen vernichtet. Wie er, ganz Amerikaner, immer erst dann aufhören konnte, wenn das Limit überschritten war, denn Amis lieben das Limit, die äußersten Grenzen und manchmal auch die Übertreibung.

Als Anästhesist wusste Burke, was ausgezehnte, dehydrierte Körper brauchen. Er hatte Erfahrung als Assistenzarzt in der Klinik gesammelt, außerdem arbeitete er später einige Jahre in einer Gemeinschaftspraxis.

Was lag da näher, als Hangover Heaven zu gründen? Burke hat über zweihunderttausend US-Dollar investiert, Geld, das er gespart hatte, seine Altersvorsorge – mit einem Business-Plan für so ein Geschäft wäre er wohl bei keiner Bank durchgekommen. Als aber die Homepage zu seinem Unternehmen online ging, war sie nach einem Tag vierzigtausend Mal angeklickt worden. Burke hatte eine Idee gehabt, und diese Idee passte so gut zu dieser Stadt wie der Deckel auf den Topf. »Ich bin ein Visionär«, sagt er selbst.

Die Vision, seinen Kater wegdoxtern zu lassen, faszinierte offenbar eine Menge potenzielle Kunden. Dabei ist der Service teuer: 99 Dollar kostet das »Redemption Packet« (Erlösungs-Paket), bestehend aus einer Infusion mit Kochsalzlösung. Das »Salvation

Packet« (Rettungs-Paket) kostet gar 159 Dollar. Dabei werden eine zweite Infusion mit einem Vitamincocktail sowie Medikamente für den Magen und die Kopfschmerzen verabreicht.

Bis zu vierzehn Menschen können sich gleichzeitig im Bus behandeln lassen. Wer sich nicht im Bus, sondern im Hotelzimmer kurieren lassen will, muss vierhundert Dollar anlegen. »Achtzig Prozent der Kundschaft sind Männer«, sagt Dr. Hangover. »Welche Typen kommen?«, frage ich ihn. »Alles, vom Anwalt bis zum Bestatter.«

Dieses amerikanische Kratzen am Limit ist also vor allem so ein Männer-Ding, oder noch treffender gesagt: ein Jungs-Ding, das in den Genen liegt wie Stars and Stripes. Grenzenlos erfolgreich sein, indem man sich von nichts ausbremsen lässt, nicht einmal von der Pleite, dafür stehen Männer wie Warren Beatty oder Donald Trump. Letzterer hat es auch in Vegas krachen lassen: Der Trump-Tower, ein wenig abseits vom Strip gelegen, strahlt golden in die Nacht.

Man müsste nicht unbedingt zu Doktor Burke gehen. Es gibt herkömmliche Hausmittel, um einen Kater zu bekämpfen. Der Klassiker: Aspirin! Am besten nimmt man es nach der Party, aber noch vor dem Zubettgehen, um dann sorgenfrei am nächsten Tag aufzustehen. Brot mit Honig gilt auch als eine gute Methode. Besser wäre es, wenn man den Honig vor dem Alkoholgenuss essen würde, denn die darin enthaltene Fruktose hilft schon während des Trinkens beim Abbau des Alkohols im Blut. Für Spezialisten gibt es auch Honig-Wodka.

Ein weiterer Tipp aus dem Internet: Während des Trinkens eine Knolle Ingwer snacken. Wer den nicht mag, kann auf einen Esslöffel Öl beziehungsweise fettiges Essen wie Pizza oder den guten alten Rollmops zurückgreifen – aber nicht erst am Morgen danach, sondern parallel trinken und essen. Fett hemmt nämlich die Alkoholaufnahme im Blut.

Aber wer Doktor Burke testen kann, der sollte das unbedingt tun, sage ich mir. Ich torkele ungenlenk wie ein frisch geborenes

Kalb, als ich den Bus ansteuere. Die drei Stufen ins Innere sind eine Herausforderung.

Dann darf ich mich auf ein weißes Sofa setzen; hier im Inneren des Busses riecht es nach Krankenhaus und neuem Leder, aus dem Radio trällert, wie passend, der Song »Tequila Sunrise« von den Eagles. Es gibt kühle Getränke, antialkoholische, versteht sich, und eine Toilette, vor allem für den Fall, dass sich doch mal einer übergeben muss, und ich bin mir gerade nicht sicher, ob »einer« in diesem Fall nicht ich werden könnte. Die Kaffeemaschine ist kaputt.

»Dich kriegen wir wieder hin«, sagt Stacy, die blonde Krankenschwester. Ich: »Wirklich?« Sie: »Believe and enjoy!« Ihre Kollegin Crystal nickt wissend, während sie versucht, sich die Locken mit der Hand glattzustreichen.

Als Erstes messen sie meinen Blutdruck und den Puls. Dann muss ich ein Papier unterschreiben, in dem so ungefähr steht, dass Dr. Burke jegliche Haftung für alles ablehnt und ich vor der Behandlung wahrheitsgemäße Angaben mache. »Nimmst du Medikamente?«, fragt Burke. »Leidest du an Epilepsie?«

Nach dem hippokratischen Eid ist ein Arzt da, um Menschen zu helfen und sie im Idealfall zu heilen. Dieser Arzt hier bestärkt Menschen darin, ihren Körpern einen Tottort anzutun, und sichert sich nach allen Richtungen ab. Zum Schluss fragt er mich: »Wie schlimm ist dein Hangover auf einer Skala von eins bis zehn?« Ich taxiere meinen Kater auf achteinhalb.

Es geht endlich los. Stacy sucht eine Vene an meiner Hand, haut mir unsanft die Nadel rein und lässt dann Dr. Burke gewährleisten, der mich verkabelt. Er hängt mich an den Tropf, erträgt dabei auch meinen Schnapsatem, der selbst fast Narkosewirkung haben dürfte. »Alles halb so wild, gleich geht's dir besser«, sagt er mit dem ihm eigenen Strahlelächeln, das eine Mischung ist aus Cindy Crawford und dem Beißer im James-Bond-Film. »Sind Sie sicher? Ich glaube, an mir beißen Sie sich die Zähne aus.« »Ganz bestimmt

nicht!« Burke weiß, was ich brauche. Er bringt dem Dürstenden Wasser in der Wüste.

Ich bin dennoch skeptisch, so dreckig wie es mir geht. Aber schon nach zehn Minuten spüre ich, wie die Energie zurückkehrt, die erste Infusion wirkt. Ich fühle mich aktiver, setze mich aufrecht hin wie ein Streber in der ersten Schulbank, fange an mit den anderen Patienten zu reden und sehe die Welt, ja sogar Dr. Burke, mit anderen Augen. Wie schön, am Leben zu sein! Wie toll, in dieser Stadt zu sein, wo, mitten im puritanisch-prüden Amerika, alles erlaubt ist, solange es in Vegas bleibt.

Michael Day, dreiunddreißig und ein schweinchenrosafarbener Teint, war mit der US Army in Schweinfurt stationiert gewesen. »Ich liebe Doitsland, sagt er. Gestern ging es heiß her bei ihm und seinen Freunden aus Los Angeles. Sie feierten zusammen einen Jungesellenabschied, elf Jungs, alle zünftig unterwegs, es gab Bier, Rum, Wodka, alles durcheinander und nicht gerade in Maßen. Wie viel Geld sie verballert haben, weiß Day nicht so genau. Auch diese Information bleibt wohl in Vegas.

Von Hangover Heaven hat er via Facebook erfahren und sich gleich Monate im Voraus einen Termin gebucht. »Ich habe nur noch diesen einen Tag in Vegas. Den will ich nutzen und nicht verkatert rumhängen«, sagt Day. Er sagt das mit aller Selbstverständlichkeit. Den Kater kurieren lassen ist so eine Routine, als ließe man sich beim Zahnarzt den Zahnstein entfernen.

Momentan hat Dr. Burke siebzig bis hundertfünfzig Patienten pro Woche, sagt er. Das will er zügig steigern. Vierhunderttausend bis fünfhunderttausend Dollar Jahresumsatz sind sein Minimalziel. Für Werbung gibt er zurzeit zehntausend Dollar im Monat aus: Der Hangover-Heaven-Schriftzug ist auf den Werbebannern der Taxis zu sehen, in Anzeigenblättern und Zeitungen wie dem Las Vegas Journal, im lokalen Fernsehen, auf Flyern, die penetrante Mexikaner am Strip an Passanten verteilen.

Burke hat eigens einen Mitarbeiter dafür eingestellt, Deals

mit den Hotels, Casinos, Stripclubs, Taxi- und Limousinen-Fahrern einzufädeln. Wer neue Kunden bringt, bekommt zehn bis fünfzehn Dollar Provision – pro Patient. »Wir müssen jetzt noch bekannter werden«, sagt Burke. Burke will nichts weniger, als Dionysos, dem Gott des Rausches, die Weltherrschaft über die menschlichen Exzesse zu entreißen.

Dann ist die erste Infusion endgültig durchgelaufen. Ich fühle mich tatsächlich noch viel fitter als gerade eben, nur der Kopf brummt noch. Meine Lebensgeister kommen zurück, als hätte ich gerade vom heiligen Gral gekostet, kann plötzlich wieder klar denken. Burke hängt den zweiten Beutel an die Decke. Das Salvation Packet. Nach ein paar Minuten verabreicht er mir über eine Spritze das Kopfschmerz- und das Magen-Medikament dazu, Ketorolac und Ondansetron heißen die Arzneimittel.

»Wie fühlst du dich?«, fragt er und grinst wieder sein Dr.-Burke-Grinsen mit den perlmuttfarbenen Zähnen. Ich wollte unbedingt ein Haar in der Suppe finden, aber ich muss eingestehen: Mir geht es fantastisch, als auch die zweite Infusion durch ist. Sogar die Müdigkeit spüre ich kaum noch. Ich habe Lust auf diesen Tag, möchte etwas unternehmen, frühstücken gehen, vielleicht Hürdenlaufen oder zumindest weiter durch die Stadt im Rausch flanieren, mit anderen Leuten darüber philosophieren, auf keinen Fall aber schlafen und den Kater auskurieren.

Im hinteren Teil des Busses beginnt die Behandlung einer Achtundzwanzigjährigen, sie heißt Monica. Auch sie feierte Jungesellinnen-Abschied, ihren eigenen, und muss heute fit werden. »Besser als Botox«, sagt sie und man nimmt ihr sofort ab, dass sie mit diesem Spruch nicht etwa einen Scherz machen wollte. Fast möchte man meinen, in Burkes Wunderbeuteln sind Glücksspielen drin. Aber so schnell wirken Anti-Depressiva bekanntlich nicht, nein, Burke gewinnt den Kampf um die Alkoholleichen vor allem mit Elektrolyten und viel Flüssigkeit vom Tropf.

Ich steige aus, der Kater ist weg. Zum Schluss schenkt mir

Burke noch ein schwarzes T-Shirt. Die Aufschrift: »Hangover Heaven. Ich fühle mich wie Jesus am Ostermorgen.« Dieser Spruch ist zwar Blasphemie, aber der Vergleich ist gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Und wenn es einen Ort gibt, an dem Blasphemie eher Tugend denn Sünde ist, dann ist das natürlich Las Vegas!

Fast wie der FC Bayern will Burke den Umsatz künftig mit weiteren Merchandising-Artikeln steigern. T-Shirts, Kapuzenpullis, Bettwäsche, Kaffeetassen, Schnapsgläser – vieles ist denkbar. Momentan macht die Ware schon acht Prozent des Umsatzes aus, so Burke, irgendwann soll es ein Viertel sein.

Auch eine Reality-Show im Fernsehen kann er sich gut vorstellen. Ich male mir Burke aus, wie er vor einem Millionenpublikum Spritzen aufzieht und mit roten Gummihandschuhen Erbrochenes vom weißen Ledersofa aufwischt. Das könnte ein TV-Erfolg werden, nicht nur in den Staaten.

Burke sagt, er helfe sogar der Wirtschaft in Las Vegas, weil er Leute mit seiner Behandlung wieder arbeitsfähig mache. Für ihn gibt es ein Recht auf Rausch, um nicht zu sagen: Räusche.

Ein letztes Mal versuche ich mich als Spielverderber. Dass man Trinkgelage nicht auch noch belohnen sollte, dass der Kater eine lehrreiche Lektion für Gelegenheitssäufer ist, besonders für junge Erwachsene – das sagen Burkes Kritiker. Sie wollen nicht schlucken, dass auch Dr. Hangover am Ende nur ein helfender Arzt ist, zumindest dass er das selbst so sieht und an der Kommerzialisierung von Hippokrates kein Falsch finden kann.

Burkes Antwort auf seine Gegner: »Was die Leute sonst gegen den Kater tun – viel Kaffee, Aspirin und Red Bull –, ist ungesund. Mc Donald's animiert die Leute schließlich auch zu essen. Und da in Vegas sowieso jeder trinkt, macht es doch Sinn, den Menschen unter die Arme zu greifen.«

Und weil fast überall auf der Welt gerne getrunken wird, kann sich Burke auch ein Franchise-Modell vorstellen: London, Rio, Bangkok – überall sollen die umgebauten Busse fahren. Hangover

Heaven soll zur großen Weltmarke werden, wenn es nach Burke geht, dem Anästhesisten aus dem doch so kleinen Las Vegas. Und wenn es schief läuft?, frage ich. »Na, dann verkaufe ich den Bus wieder, ganz einfach«, sagt Burke, »aber wahrscheinlich mache ich diesen Job für den Rest meines Lebens.« Burke hat seinen Platz gefunden. Katerstimmung kommt für ihn nicht mehr in Frage.

*... diese und weitere Leseproben gibt es auch als E-Book
auf www.dumontreise.de*